



HEIMATBLÄTTER

SCHWAZER KULTURZEITSCHRIFT



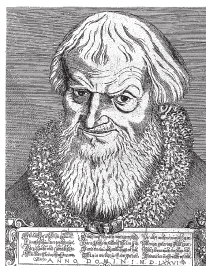
500 JAHRE
MARIA MAXIMILIANA

Nr. 50, JULI 2003

Inhalt



Vorwort	Seite 3
Die Maria Maximiliana in Schwaz und ihre Wappen	Seite 4
Hans Sachs – Gründer der Schwazer Meistersinger?	Seite 27
Vom Schulwesen im alten Schwaz	Seite 31
Willi Wilfling zum Ehrenmitglied ernannt	Seite 37
Wilhelm Angerer – Fotoarchiv	Seite 38
Gratulation	Seite 38
Der neue Empfangsbereich im Rabalderhaus	Seite 38
Schwaz in alten Ansichten	Seite 39
Vorschau auf Ausstellungen	Seite 40



Titelbild:

Relief der Löfflerglocke „Maria Maximiliana“, entnommen der Jubiläumsschrift „100 Jahre Tabakfabrik Schwaz“



Kultur

s t a d t @ s c h w a z



HEIMATBLÄTTER

SCHWAZER KULTURZEITSCHRIFT

**Gegründet von
Dr. Erich Egg
im Jahre 1952**

Impressum: Heimatblätter- Schwazer Kulturzeitschrift Nr. 50 - 2003.
Eigentümer und Herausgeber: Museums- und Heimatschutzverein
Schwaz, 6130 Schwaz, Winterstellergasse 9
E-mail: rabalderhaus-schwaz@aon.at · www.rabalderhaus-schwaz.at

Für den Inhalt verantwortlich:
Obmann Dr. Otto Larcher, Max-Angerer-Weg 7 - 6130 Schwaz

Redaktionsleitung: Eusebius Lorenzetti

Fotos dieser Ausgabe: Archiv P. Thomas Naupp (Stift St. Georgenberg - Fiecht), Archiv Rabalderhaus, Georg Angerer, Peter Hörhager, Eusebius Lorenzetti, Foto Egon Wurm, BDA.

Gesamtherstellung: Druck 2000 GmbH Wörgl, Tel. 0 53 32 - 70 000

Vorwort

Wer jemals in nächster Nähe des Glockenturms den Beginn des Läutens der Maximiliana miterleben konnte, wird mir zustimmen, wenn ich es als "unbeschreiblich" bezeichne:

Zuerst das Knarren des Glockenstuhls, dann das Schwingen und Einsetzen der kleineren Glocken und schließlich das volle Geläute mit der viereinhalb Tonnen schweren Löfflerin.

Seit 500 Jahren begleitet sie das Leben der Schwazerinnen und Schwazer in guten wie in schweren Zeiten, an hohen kirchlichen Feiertagen und bei Gewittergefahr!

Die Schwazer Bevölkerung hängt an ihrer großen Glocke **Maria Maximiliana**, diesem einzigartigen Kunstwerk mit dem schönen Klang im Ton A (Analyse von Jungwirth: Oberoktav C2, Unterton B2, Prim Cis 1, Terz es 1-1, Quint/Sext Fis 1-4) und dem herrlichen Wappenschmuck.

Peter Löffler, Gründer der berühmten Erzgießerei in Innsbruck, stand als Büchsengießer im Dienste Maximilians I.. Dabei verzierte er die Geschütze und Waffen so meisterlich mit Wappen, Figuren und Inschriften, dass er mit dem Guss der ersten Statue für das Grabmal Maximilians beauftragt wurde. Aber erst der Glockenguss bot Löffler die Möglichkeit "als exzellenter Kunsthandwerker und als Repräsentant seiner Zeit" Beachtung und Anerkennung zu erlangen (Gritsch, Veröffentl. des Museums Ferdinandeum, Bd. 20/25, S. 58 - 78).

Die früheste noch erhaltene Peter Löffler Glocke (1491) befindet sich in Amras, weitere schuf er für Toblach, Taisten, Eglar (Eppan), Barbian, Straß, Fügen, Stumm, Schlitters und Wilten.

Schwarz bestellte bei ihm zwei Glocken: die 1503 gelieferte Maximiliana (welche bis zur Fertigstellung des Kirchenturms 1510 neben der Kirche in einem "Gstuedl" aufgehängt war und 1511 in den neuen Glockenturm kam) sowie die 1510 gelieferte kleinere Glocke für die Giebelmauer an der Westfassade der Liebfrauenkirche. Diese existiert nach Ansicht Beimrohrs nicht mehr.

Heuer feiern wir das **500-Jahr-Jubiläum der Maria Maximiliana**: Am Kirchweihsonntag, 19. Oktober, veranstaltet die Pfarre ein "**Gedächtnisläuten**". Der Beitrag des Rabalderhauses zu diesem Jubiläum ist das vorliegende Heimatblatt mit dem Artikel des Heraldik-Fachmanns Dr. Wilfried Beimrohr zur **Maximiliana als heraldisches Denkmal**.

Außerdem beginnt P. Thomas Naupp eine Serie zur Erforschung des Schulwesens im alten Schwarz und zu Hans Sachs.

Dem neuen Ehrenmitglied unseres Vereins Willi Wilfling sowie dem überaus verlässlichen Mitarbeiter Jup Rathgeber möchte ich mich anlässlich des Abschieds vom Rabalderhaus persönlich nochmals herzlich bedanken.

So bringt dieses Heimatblatt wiederum viel Interessantes! Den Autoren Dr. Wilfried Beimrohr und P. Dr. Thomas Naupp danke ich für ihre Beiträge. Den Lesern wünsche ich Vergnügen bei der Lektüre und einen erholsamen Sommer!

Dr. Otto Larcher, Obmann

Eine Glocke als heraldisches Denkmal

Die Maria Maximiliana in Schwaz und ihre Wappen

von *Wilfried Beimrohr*

An dem Ort war nichts Aufregendes, ein Dorf, wie es überall in Tirol anzutreffen war. Schwaz besaß allerdings Merkmale, die es etwas aus dem Einerlei ländlicher Siedlungen heraushoben. Schwaz war der administrative Mittelpunkt eines Gerichtsbezirkes, des Landgerichts Freundsberg. Dadurch wurden Bauern aus dessen Sprengel angezogen, die hier ihre Rechtsgeschäfte zu erledigen hatten, und von diesem Besucherstrom profitierten der örtliche Handel, das Gastgewerbe und das Handwerk. Den wirtschaftlichen Bedürfnissen dieser Kleinregion wurde insofern Rechnung getragen, als der Landesfürst auf Initiative der Freundsberger, der Inhaber des Landgerichts, 1326 gestattete, dass in Schwaz Wochenmärkte abgehalten werden durften. Das wiederum war der Ansatzpunkt für eine administrative Teilung. Es entwickelten sich zwei Gemeinden, der Markt Schwaz und das Dorf Schwaz, die erst 1837 zu einer Gemeinde zusammengeschlossen wurden.

Dieses beschauliche und bescheidene Leben änderte sich schlagartig, als um 1420 die Kupfer- und Silberlagerstätten wieder entdeckt und in den Bergrevieren bei der „Alten Zeche“, am „Ringewechsel“ und vor allem am „Falkenstein“ der Abbau intensiv einsetzte. Der Bergbau boomte und zog massenhaft Menschen an, die hier Glück, Wohlstand und Arbeit zu finden hofften. Die Siedlung expandierte und ihre Bevölkerung schwoll an. (Von den für die Zeit um 1515 kolportierten 20.000 Einwohnern war Schwaz aber weit entfernt. Diese Zahl bezieht sich, sofern sie überhaupt realistisch ist, auf das bergbauliche Einzugsgebiet zwischen Brixlegg und Schwaz.) Dass sich in dieser „Silbergräberstadt“ etwas regt und viel tut, dafür gibt es viele Indikatoren. 1449 erhält Schwaz eine eigene Bergwerksordnung, die Vorbildwirkung hat, 1507 ziehen die Franziskaner ein, ein Orden, der auf Seelsorge im urbanen Umfeld spezialisiert ist, 1515 wird das Heilig-Geist-Spital errichtet, eine Institution, die sich der Armenfürsorge und der Altenpflege widmet, 1522 siedeln die Augustiner-Eremitinnen vom Halltal nach Schwaz um. Abgesehen davon leistete man sich, wobei die treibenden Kräfte und Finanziere die Gewerker und die in einer Bruderschaft genossenschaftlich zusammengeschlossenen Bergknappen waren, den Neubau eines Gotteshauses, das wenig später völlig umgebaut und großzügig erweitert wurde, und dies innerhalb eines halben Jahrhunderts. Auf den scharfen wirtschaftlichen und demographischen Paradigmen-

wechsel war Schwaz von seiner rechtlichen Struktur her nicht vorbereitet. Dem ohnedies schwach abgefederten Rechtsstatus als Markt entsprach keine gemeindliche Autonomie, wie wir sie bei anderen Marktsiedlungen dieser Zeit antreffen. Das lag vor allem daran, dass der Großteil der Bevölkerung auch rechtlich ein Eigenleben führte. Die Bergwerksverwohnten, Gewerker wie Knappen, unterlagen einer eigenen Gerichtsbarkeit, der des Bergrichtes Schwaz, und sie zählten nicht zu den Gemeindegossen der Gemeinden Markt Schwaz und Dorf Schwaz. Auch die Kirche hinkte hinter der rasanten Entwicklung her. Schwaz gehörte kirchlich zur Pfarre Vomp, einen eigenen ortsfesten Priester hatte Schwaz nicht, der wurde ihm erst im 16. Jahrhundert zugestanden. Bis dahin musste man sich mit einer Reihe von Kaplänen, die durch private Messstiftungen unterhalten wurden, behelfen, wobei die seelsorgerlichen Pflichten dieser Kapläne beschränkt waren. Erst 1645 wurden die letzten geistlichen Bande zu Vomp gelöst und Schwaz zur eigenständigen Pfarre erhoben.

Der Kirchenbau

Die Motive, die alte bescheidene Kirche abzurechen und an ihrer Stelle ein neues geräumigeres Gotteshaus zu erbauen, sind unschwer zu erraten. Der Platzmangel störte, und um des eigenen Seelenheils willen musste ein gutes Werk getan werden, zumal man im Bergbau gutes Geld verdiente, und der Wunsch nach Repräsentation wird auch hereingespielt haben. Nicht umsonst vermerkt die Schwazer Bergchronik: „Anno 1460. Dyweyll dy kirch alls zuezochns volch nyt fasset, man dyselb apprycht undt an der stöll den grundstain zue ayn neu Gotts haus zue er und preys unns er lieben Frauen sötzet. Dy Gewerchen zue den kyrchnpau ansöchentlych peytrag styften zu der fuderung desselb, die vürnemb Meytinger [die Augsburger Handelsgesellschaft Ludwig Meitinger] füran.“ Wahrscheinlich hatte man die Kapazität des neuen dreischiffigen Kirche unterschätzt, sie war dem Andrang der Gläubigen nicht gewachsen. Denn kaum waren die letzten Bauarbeiten abgeschlossen, setzte 1490 der Aus- und Umbau ein. Die „alte“ Kirche wurde in das Ausbaukonzept einbezogen. An den vorhandenen Chor wurde ein gleich großer Südchor angebaut, das Langhaus nach Westen um zwei Joche verlängert und nach Süden so erweitert, dass die Kirche jetzt



Maria Maximiliana, 1503

vier Schiffe hatte. 1502 war die Kirche soweit fertig gestellt, dass sie wieder benutzt und geweiht werden konnte. An den Neubau des Turmes, dessen Fundament und untere Geschosse belassen wurden, wagte man sich erst 1509, vier Jahre später stand er bereits. Die Schwazer befürchteten schon damals, der Turm könne umfallen. Jedenfalls hängt er heute um einen Meter über. 1910 wurde aus Vorsicht im Friedhof ein zweiter Turm für die Glocken errichtet. Und von einer der dort hängenden Glocken soll jetzt die Rede sein.

Der Glockenguss

Noch fehlten dem neu-neuen Gotteshaus die Glocken. Im April 1502 wurde ein Werk- und Lieferungsvertrag abgeschlossen. Namens der Liebfrauenkirche agierten als Auftraggeber Hildebrand von Spaur, Pfleger des Landgerichts Friendsberg, Hans Fieger der Ältere, Rat König Maximilians (und nebenbei als Gewerke im Schwazer Bergbau engagiert), Kaspar von Pirchach, Bergrichter von Schwaz, Jörg Stöckl und Christoph Kaufmann in ihrer Funktion als Baumeister besagter Kirche (als Baumeister waren sie für die finanzielle Abwicklung des Kirchenbaus verantwortlich) sowie Sebastian Annendorfer und Leonhard Schreter. Auftragnehmer war der ehrbare **Meister Peter Laiminger (Laiminger)** vom Heiligen Kreuz in Innsbruck. Peter Laiminger wurde beauftragt, eine „gut formliche wolgestimte gloggn her gen Swats zu der Kirchn zu machen“, die beiläufig 67 Zentner nach Wiener Gewicht wiegen, maximal aber 72 Zentner auf die Waage bringen sollte. Ging Laiminger der Glockenguss daneben, so hatte er das damit verbundene finanzielle Risiko zu tragen. Abgerechnet wurde nach Gewicht. Sofern die Glocke „wolgeriet“ und seitens der Besteller keine Reklamationen erfolgten, standen Laiminger für jeden Zentner des Werkstücks 12 Gulden (fl.) zu, die Materialkosten waren im Preis inkludiert. Weiters wurde ein zweite, kleinere Glocke in Auftrag gegeben, die für die Westfassade vorgesehen war. Sie sollte um die 13 Zentner wiegen. Die Konditionen und der Preis waren die gleichen wie bei der großen Glocke. Gegen Sicherstellung sollten Geld oder Material (Kupfer) dem Laiminger vorgestreckt werden. Anfänglich sollten ihm 70 Zentner Kupfer zum Preis von 4 Gulden und 45 Kreuzer gegen nachträgliche Abrechnung nach Innsbruck geliefert werden, wobei dieses Kupfer dünn ausgewalzt sein und der üblichen Qualität entsprechen musste. Die Lieferung der zwei Glocken nach Schwaz an die dortige Lände (also war der Transport auf dem Wasserweg vorgesehen) war im Preis inbegriffen wie auch das Aufhängen der Glocken an der Westfassade bzw. auf einem Gestell bei der Kirche (die große Glocke war für den Kirchturm vorgesehen, der noch nicht stand). Laiminger verpflichtete sich, die Glocken bis längstens Michaeli zu gießen und zu liefern. Waren die Glocken aufgehängt

und wurden sie für in Ordnung befunden, so stand ihm die Hälfte des Kaufpreises zu, wobei das ihm gelieferte Kupfer preislich abgezogen wurde. Nach einer Gewährleistungsfrist von einem Jahr hatte die Restzahlung zu erfolgen.

1504 nahm Leonhard Steyr(er) als amtierender Baumeister der Liebfrauenkirche die Endabrechnung vor. Wie dieser zu entnehmen ist, hat die von Peter Laiminger gegossene und gelieferte Glocke 80 Zentner und 50 Pfund (Wiener Maß) gewogen. (1 Zentner = 100 Pfund = 56 kg; demnach wog die Glocke umgerechnet **4508 kg**, also gut viereinhalb Tonnen.) Entsprechend dem vereinbarten Preis von 12 Gulden pro Zentner standen Laiminger insgesamt 966 Gulden zu. Davon war gut die Hälfte, wie vertraglich vereinbart, von dem früheren Baumeister Jörg Stöckl und von Steyrers derzeitigem Amtskollegen Christoph Kaufmann bereits entrichtet worden, entweder in bar oder in Form von Kupferlieferungen, insgesamt hatten die Schwazer Laiminger 60 Zentner Kupfer verkauft. Den verbliebenen Rest von 480 Gulden und 1 Pfund zahlte Steyrer jetzt bar aus. Da wir den Preis kennen, um den Laiminger das Kupfer überlassen wurde, können wir die reinen Materialkosten für die Glocke grob anschätzen: Sie lagen bei einem Drittel. Die anderweitigen Werkkosten, an Material und der Transport, dürften nicht allzu viel ausgemacht haben, jedenfalls waren die Arbeitskosten für den Guss recht ansehnlich. Aber das Werk sollte den Meister loben, der Klang der Glocke konnte sich hören und ihr reicher figuraler Schmuck sich sehen lassen.

Der Meister und Gießer

Wer war nun dieser Meister Peter, der uns durch unterschiedliche Namen verwirrt, das eine Mal schreibt er sich Laiminger, das andere Mal Löffler. Gesichert ist, dass er seit den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts am Gänsbichl in Hötting, hart an der Grenze zu Innsbruck, eine Gießerei betrieb, spezialisiert auf Glocken- und Geschützguss, die einen ausgezeichneten Ruf genoss. Seine Herkunft liegt im Dunkeln, er könnte aus der Gegend von Feldkirch stammen. Zwei Indizien legen diesen Schluss nahe, denn Meister Peter besaß in Feldkirch eine weitere Gießerei, die um 1519 aufgelassen wurde, und in der Nähe von Feldkirch findet sich auch eine Ortschaft Heiligenkreuz. Jedenfalls wurde er unter dem Namen Peter Löffler 1489 in den Adelsstand erhoben und ihm zugleich ein Wappen verliehen. Dieses Wappen ist ein redendes, den Namen Löffler versinnbildlichendes. Es zeigt in rotem Schild einen in einem weißen Bach watenden schwarzen Vogel, „so man nent löffler“, der eine goldene Krone trägt. (Zoologisch gesehen sind die Löffler, die einen löffelförmigen Schnabel haben, mit den Ibissen verwandt. Diese geselligen Was-

servögel brüten in großen Kolonien und ernähren sich von kleinen Fischen, Schnecken und Insekten, die sie mit ihren Schnäbeln aus dem Wasser schöpfen.)

In Peter Löfflers/Laimingers Gießerei wurden zahlreiche Glocken gegossen, allein in Tirol lässt sich ein gutes Dutzend nachweisen, wovon die meisten die Kirchenbrände und die „Metallsammlungen“ des Ersten und Zweiten Weltkriegs heil überstanden haben, so wie sein großes Schwazer Werkstück, während die kleine Glocke nicht mehr existiert. Löffler hatte ein zweites wirtschaftliche Standbein, ein wenig friedvolles, er goss Geschütze, was der andauernd in Kriege verstrickte Maximilian zu schätzen wusste, der sein größter Auftraggeber war. An Geschützen aus Löfflers Produktion, die alle wie die Glocken einen Namen hatten, wenn auch einen kriegerisch-derben, wären zu nennen: Der Leopard von Wilten (1506), Frau Humbserin (1508/9), Greulich Leo von Sigmundskron (1508) und die Lauerpfeif. Eine riskante Pioniertat für Löffler war der Guss der ersten Bronzestatue für das Grabmal Kaiser Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche, eine Plastik, die von Gilg Sesselschreiber entworfen und geformt worden war und Ferdinand von Portugal darstellte. Peters Söhne schrieben sich durchwegs Löffler, wohl weil der Vater unter diesem Namen geadelt worden war, behielten aber Laiminger als Übernamen bei. Einer seiner Söhne, die alle in das Gießereigewerbe einstiegen, sollte den Peter an Nachruhm bei weitem überflügeln. Es war der Sohn Gregor, der in die Kunstgeschichte einging und zu lexikalischen Ehren aufstieg. Peter Löffler verstarb hoch betagt in den späten 20er Jahren des 15. Jahrhunderts. Gregor Löffler, der berühmte Sohn, kaufte 1583 in der in Nähe der elterlichen Wohnstätte und Gießhütte Grund an und begann mit dem Bau des Ansitzes Büchsenhausen. Seine beiden Söhne ließen sich 1591 die großväterliche Adelsverleihung von 1489 bestätigen und wurden mit dem Prädikat „von und zu Büchsenhausen“ ausgestattet. Gregors Enkel verkauften 1604 den Besitz Büchsenhausen in Bausch und Bogen an Erzherzog Maximilian den Deutschmeister, den damaligen Tiroler Landesfürsten. Die Löffler von und zu Büchsenhausen erloschen noch im 17. Jahrhundert.

Inschriften und künstlerischer Aufputz

Nun ist es aber an der Zeit, die Glocke näher in Augenschein zu nehmen, wobei uns weniger die künstlerischen Aspekte interessieren, vordringlich sollen hier die heraldischen Informationen, die uns die Glocke bietet, verarbeitet werden. Am Glockenhals verrät die Glocke durch eine zwischen Schnurrändern laufende zweizeilige Inschrift, die in lateinischen Kapitalen gehalten ist, welchen Namen sie trägt und in welchem Jahr sie gegossen

worden ist: MARIA MAXIMILIANA NUNCUPATA EST HEC CAMPANA CONFLATA SUB DIVO MAXIMILIANO ROMANORUM CESARE AUGUSTO AC HUNGARIE DALMATIE CROATIE REGE ARCHIDUCE AUSTRIE DUCE BURGUNDIE CZ AC COMITE TIROLIS ZC ANNO SALUTIS MCCCCCIII REGNORUM EIUS ROMANI XVIII HUNGARIE VERO XIII. (Frei übersetzt lautet die Inschrift: Maria Maximiliana wurde diese Glocke feierlich benannt. Sie wurde gegossen unter dem erhabenen Maximilian, Römischem Kaiser von Gottes Gnaden, König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund etc., Grafen von Tirol etc., im Jahre des Heils 1503, seiner Reiche des Römischen im 18. und des Ungarischen im 14. Jahr). Am Schluss werden die Regierungsjahre Maximilians angeführt, er war 1486 zum römisch-deutschen König gewählt worden, seit 1490 durfte er den Titel eines Königs von Ungarn führen und die damit verbundenen Titel eines Königs von Kroatien und eines Königs von Dalmatien, obwohl er keines dieser Königreiche regierte. In der Beflissenheit, dem zweiten Namenspatron zu huldigen, hat sich eine Inkorrektheit eingeschlichen. „Caesar“ (Kaiser) des Heiligen



Religiöse Motive zwischen Wappendarstellungen am Glockenmantel der Maximiliana.

Römischen Reichs war Maximilian noch nicht, nur dessen „rex“ (König). Erst 1508, nachdem ein Versuch gescheitert war, nach Rom zu gelangen, um sich dort vom Papst zum Kaiser krönen zu lassen, ließ sich Maximilian 1508 in Trient zum „Erwählten Kaiser“ ausrufen. Damit starb die Tradition des Romzugs und der päpstlichen Kaiserkrönung, denn bis auf eine Ausnahme haben alle Nachfolger Maximilians als Reichsoberhaupt darauf verzichtet.

Wie üblich hat sich auch der Gießer auf der Glocke verewigt. Am Übergang zwischen Mantel und Schlagring zieht sich die folgende Inschrift: PETRUS LAMINGER DE SANCTE CRUCE FECIT HOC OPUS. LAUDATUR DEUS. MCCCCIII. (Petrus Laminger hat dieses Werk gemacht. Gelobt sei Gott. 1503.) Darunter, am Schlagring, sind die herkömmlichen Weihesprüche angebracht.

Der Mantel der Maria Maximiliana ist überreich figural geschmückt, wobei die weltlichen Motive vorherrschen und die religiösen überdecken. Der Namenspatron, Maximilian, drängt die Namenspatronin, die Gottesmutter Maria, deren Himmelfahrt die Kirche geweiht war, nahezu in den Hintergrund. Auf der einen Seite prangt das Reichs- und Königswappen, auf der Gegenseite findet sich ein von Zopfband umschlossenes Relief der Madonna mit Kind, senkrecht und knapp darüber eine Kreuzigungsszene, Maria und Johannes betrauern den gekreuzigten Christus. Links und rechts von der Kreuzigung stehen zwei hübsche Medaillons, die einerseits den Schmerzensmann und andererseits die St. Anna-Selbdritt darstellen. Das Madonnenrelief und das Königswappen werden von Siegeln mit der Schutzmantelmadonna begleitet. Zu ihm gesellt sich beide Mal das Siegel mit der Madonna in Halbfigur.

Zwischen dem Königswappen auf der einen und Madonnenrelief und Kreuzigung auf der anderen Seite ziehen sich drei Reihen von Wappendarstellungen. Präsentiert werden insgesamt 60 Wappen (einschließlich des Königswappens 61 Wappen), deren Namen unterhalb in gotischen Buchstaben wiedergegeben werden.

Die maximilianische Wappensuite

Johanna Gritsch hat kurz nach dem Zweiten Weltkrieg für ihre Publikation über Peter Löfflers Glocken in Tirol die Maria Maximiliana inspiziert, die Wappen auf Grundlage der Unterschriften identifiziert und sie durchnummeriert. An dieser Nummernordnung, die wie folgt aussieht, wollen auch wir festhalten. Das Reichswappen trägt die Ziffer 12.

obere Reihe links vom Reichsadler (1–11)

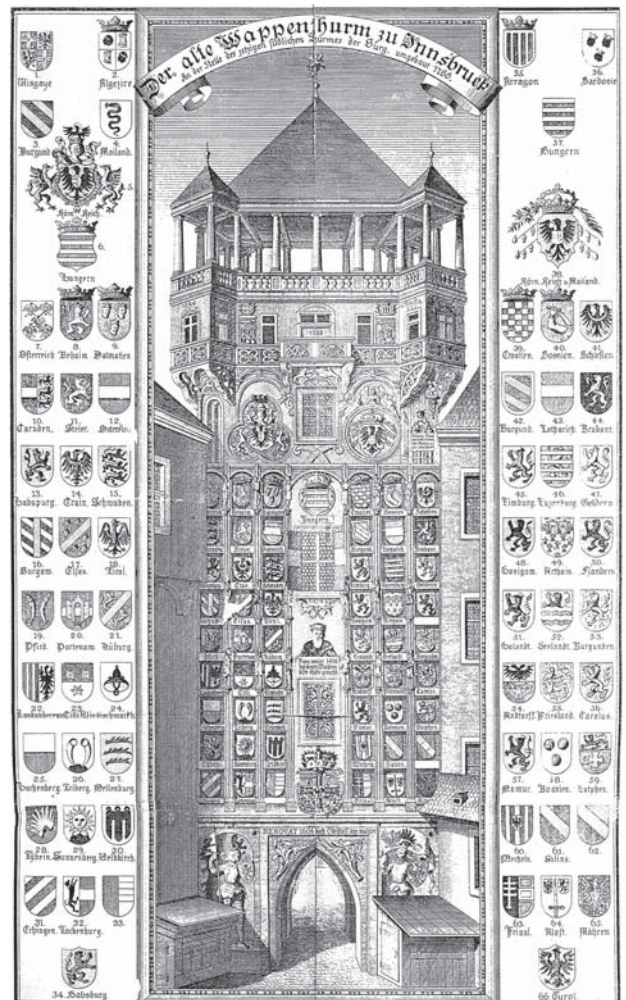
Burgau (1) **Schwaben** (2) **Habsburg** (3) **Steiermark** (4) **Kärnten** (5) **Alt-Österreich** (6) **Neu-Österreich** (7) **Spanien** (8) **Portugal** (9) **Böhmen** (10) **Ungarn** (11)

obere Reihe rechts vom Reichsadler (13–23)

Dalmatien (13) **Kroatien** (14) **England** (15) **Bosnien** (16) **Burgund** (17) **Mailand** (18) **Brabant** (19) **Schlesien** (20) **Limburg** (21) **Luxemburg** (22) **Geldern** (23)

mittlere Reihe links vom Reichsadler (24–33)

Land ob der Enns (24) **Hohenberg** (25) **Kyburg** (26) **Cilli** (27) **Portenau** (28) **Pfirt** (29) **Tirol** (30) **Krain** (31) **Görz** (32) **Elsass** (33)



Innsbrucker Wappenturm, 1499

mittlere Reihe rechts vom Reichsadler (34–44)

Lothringen (34) Flandern (35) Hennegau (36) Artois (37) Seeland (38) Holland (39) Burgund (40) Antwerpen (41) Charolais (42) Friesland (43) Namur (44)

untere Reihe links vom Reichsadler (45–53)

Rhazüns (45) Sieben Gerichte (46) Schelklingen (47) Feldkirch (48) Sonnenberg (49) Nellenburg (50) Tibein (Duino) (51) Windische Mark (52) Triberg (53)

untere Reihe rechts vom Reichsadler (54–61)

Zutphen (54) Boulogne (55) Mecheln (56) Salins (57) Ansarcus (Auxerre ?) (58) Patriarch von Friaul (59) Alost (60) Ortenburg (61)

Wappen, die sich am Innsbrucker Wappenturms 1499 und auf der Glocke finden, sind fett hervorgehoben; unter den 54 Wappen auf dem Wappenturm sind sieben Wappen, die sich sehr wohl auf der Glocke befinden, nicht vertreten: Spanien, Portugal, Ungarn, England, Mailand, Görz, Ortenburg. Das Wappen für die Sieben Gerichte läuft beim Wappenturm unter Toggenburg, für Schelklingen unter Ehingen. Lediglich ein Wappen am Wappenturm, das von Mähren, wurde auf der Glocke nicht berücksichtigt.

Als Vergleichsbasis dient ein zeitlich nahes heraldisches Denkmal, der auf Initiative von Maximilian erbaute Wappenturm in Innsbruck. Ihn zierte ein von Jörg Kölderer 1499 gemaltes monumentales Wappenfresko. Dieser Wappenturm trug links und rechts der Fensterachse je drei vertikal verlaufende Reihen zu je neun Wappen (also insgesamt 54 Wappen), die oben im Reichs- und Königswappen (Maximilian) und dem Wappen der Sforza (Bianca Maria, Maximilians zweite Frau) gipfelten. Der Wappenturm hatte auch noch andere Wappen, die aber erst später angebracht wurden. Der Wappenturm, der gottlob in einem Gemälde und in einem Kupferstich verewigt worden ist, fiel 1766 der Spitzhacke zum Opfer, an seiner Stelle erhebt sich heute der Südturm der Hofburg.

Auf Tiroler Boden ist die Maria Maximiliana mit ihren 61 Wappen die umfangreichste Dokumentation der maximilianischen Heraldik, wobei die Glocke gegenüber dem Innsbrucker Wappenturm den unbestreitbaren Vorteil besitzt, noch erhalten zu sein. Die Wappen, die auf der Glocke versammelt sind, stehen bildlich für die Macht und die Herrschaft Maximilians und des Hauses Habsburgs. Ein textliches Pedant sind die feierlichen und ausschweifenden, hierarchisch streng abgestuften Titulaturen, zum Beispiel im berühmten Tiroler Landlibell von 1511: Wir Maximilian, von Gottes

Gnaden Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Ungarn, Dalmatien, Kroatien etc. König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, zu Lothringen, zu Brabant, zu Steyr, zu Kärnten, zu Krain, zu Limburg, zu Luxemburg und zu Geldern, Landgraf im Elsass, Fürst zu Schwaben, Pfalzgraf zu Habsburg und zu Hennegau, Gefürsteter Graf zu Burgund, zu Flandern, zu Tirol, zu Görz, zu Artois, zu Duisburg [in der Provinz Brabant], zu Holland, zu Seeland, zu Pfirt, zu Kyburg, zu Namur und zu Zutphen, Markgraf des Heiligen Römischen Reichs, der Enns und zu Burgau, Herr zu Friesland, auf der Windischen Mark, zu Mecheln, zu Portenau und zu Salins etc. Wie eine solche Titulatur, nur umfassender und in sinnbildlicher Form, verrät die Ansammlung von Wappen auf der Maria Maximiliana einen politischen Code. Hier mischt sich machtpolitische Realität mit Ansprüchen, die kühn und unverfroren aus dynastischen Beziehungen und früheren politischen Gegebenheiten abgeleitet werden. Realiter war Maximilian 1503 König des ehrwürdigen Heiligen Römischen Reiches, eines lockeren Lehenverbandes von in die Dutzende gehenden Herrschaften und Ländern. Macht und Einfluss des Königs als Reichsoberhaupt, ohnedies beschränkt durch die Fürsten und Reichsstände, erstreckten sich mehr oder minder auf die Reichsstädte und die Reichsritterschaft, widerspenstig auch sie, die fürchten mussten, in den sich ausdehnenden Territorialstaaten aufzugehen. Maximilian beherrschte und regierte als Landesfürst in Personalunion die „österreichischen“ Erblande (Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Görz) sowie den räumlich zerrissenen und zersplitterten „vorländischen“ Besitz im Bereich des alten Schwaben. Die burgundischen Lande hatte sich Maximilian erheiratet und erkämpft, zu Gute kamen sie seinem Sohn Philipp, dem sie als mütterliches Erbe zugefallen waren und der sie als Landesfürst regierte. Diesem Philipp hatten eine vom Vater vermittelte Heirat und glückliche Umstände Spanien, das vereinigte Königreich von Aragon und Kastilien, in die Hände gespielt. Es ist durchaus nachzuempfinden, dass Maximilian gleich anderen Herrschern Wert darauf legte, sich mit Titeln und Wappen von Ländern zu schmücken, die er durch seine Politik seinem Sohn und seinen Enkeln und damit dem Haus Habsburg vermittelt hatte, auch wenn er nicht direkt von ihnen profitierte. Stärker als die Titulatur spiegelt die Verwendung von Wappen „fremder“ Länder und Herrschaften politische Ambitionen wider. Hier verquicken sich historische Reminiszenz (etwa auf das im 13. Jahrhundert untergegangene Herzogtum Schwaben), mit Ahnenstolz und dynastischen Beziehungen, das Wachrufen verlorener Herrschaften mit erbrechtlichen Ansprüchen, auch wenn diese noch so schwach legitimiert waren.

Auf der Glocke sind die Wappen recht willkürlich ange-

ordnet, sie folgen keinem festen hierarchischen oder geographischen Muster. Vorgestellt werden sie hier, eingebettet in territorial- und verfassungspolitische Zusammenhänge, die kurz skizziert werden, systematisch nach Ländergruppen, österreichische, vorländische und burgundische, wobei wir bei den ersten beiden chronologisch vorgehen, um das stete Anwachsen des habsburgischen Herrschaftsbereiches zu veranschaulichen. Am Schluss werden dann die so genannten „Anspruchswappen“ zur Sprache gebracht.

Das Wappen ist im Laufe des 12. Jahrhunderts aus einem recht praktischen Bedürfnis entstanden. Es sollte, wobei Signalwirkung erwünscht war, den von Kopf bis Fuß gerüsteten und gepanzerten Reitersoldaten, den Ritter, im Kampfgetümmel kennzeichnen, damit Freund und Feind unterschieden werden konnten. Der Hochadel, der Ideale und Ideologie des ritterlichen Dienstadels alsbald in sich aufzog und für seine Zwecke einspannte, übernahm ebenfalls das Wappen als persönliches Kennzeichen, auch abseits der Schlachtfelder und Turniere, und tradierte es an die Nachkommen weiter, wodurch es zum Haus- und Dynastiewappen mutierte. Innerhalb der Fürsten und des höheren Adels wuchs das Wappen zum Herrschaftssymbol heran, das Herrschaft über Länder und Territorien repräsentierte und insofern wuchs es in die Rolle eines Territorialwappens. Das Wappen steht hier aber für die (wenn auch manchmal nur fiktive) Herrschaft über das Land und nicht für das Land als solches. (Die Landstände, welche das Land als Ergänzung und Gegenpart zum Landesfürsten repräsentieren, haben es tunlich vermieden, sich als Kollektiv des landesfürstlichen Wappens zu bedienen.)

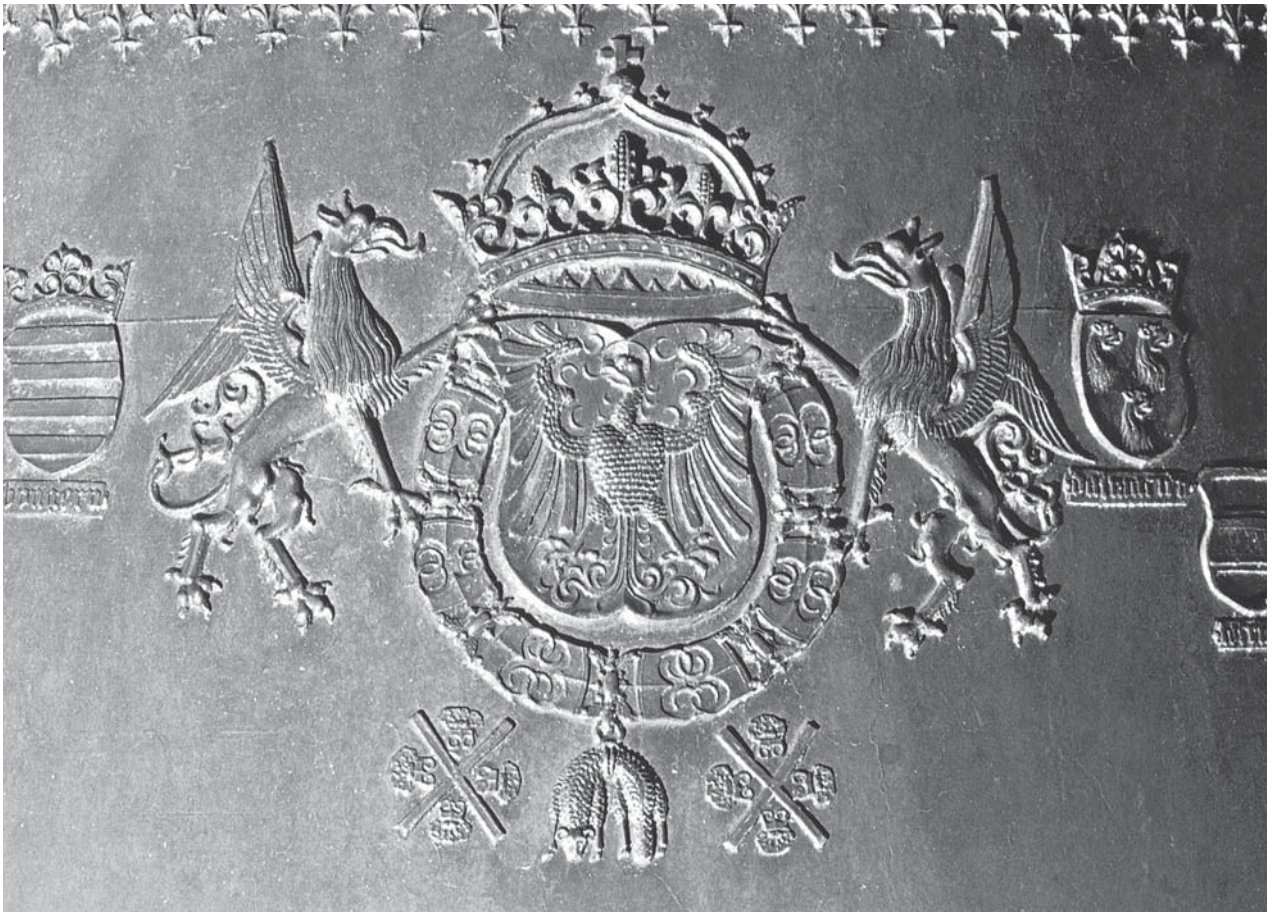
Im Spätmittelalter wuchs das Wappen über das gesellschaftliche Umfeld des Adels hinaus. Die patrizischen Bürger in den Städten, die sich als Personenverbände konstituierenden Städte und Klöster legten sich Wappen zu. Befördert wurde dies durch dem Umstand, dass Wappen und Siegel, dieses wichtige Beglaubigungsmittel, in eine Symbiose zueinander getreten sind, und somit das Wappen zugleich als Rechtssymbol diente. Schwierig bis unmöglich ist es im nachhinein zu enträtseln, warum dieses oder jenes Motiv ein im Mittelalter entstandenes Wappen schmückt. Vieles hing einfach vom Zufall ab. Die geometrischen Muster leiteten sich oft von den Schildbeschlägen ab. Durch die Wahl gleicher oder ähnliche Motive konnten dynastische Ableitungen, politische Vereinnahmungen sowie rechtliche Bindungen, etwa im Bereich des Lehnwesens, zum Ausdruck gebracht werden. Andererseits wurden Adler und Löwe geradezu als klassische Herrschaftssymbole begriffen, und entsprechend inflationär war ihre Verwendung als Wappentier. Gern ließ man das Wappen „reden“ oder „sprechen“, indem versucht wurde, den Namen des Wappenträgers zu versinnbildlichen. In die Wappen

von Bürgerlichen wurden dann auch Berufssymbole aufgenommen.

Die Heraldik, die von den Herolden systematisierte Lehre von der Theorie und der Praxis des Wappenwesens, begnügte sich lange Zeit mit sechs Farben oder Tinkturen: Rot, Blau, Grün, Schwarz, Gold und Silber. Die zwei letzteren Farben werden auch als Metalle bezeichnet und können durch Gelb und Weiß wiedergegeben werden. In dieser begrenzten Farbauswahl wie auch in der einfachen Formgebung, die sich auf ein oder wenige Motive beschränkt und dem Schild angepasst ist, schlägt noch die ursprüngliche Funktion des Wappens als signifikantes militärisches Kennzeichen durch. Für die Notwendigkeit der Bildbeschreibung von Wappen, die so genannte Blasonierung, hat sich ein normierter heraldischer Sprachgebrauch herausgebildet, der noch heute gültig ist. Da wir Wappen im Folgenden zu beschreiben haben, wollen wir den Lesern die wichtigsten Regeln und Begriffe kurz erläutern. Grundsätzlich wird ein Wappen immer aus der Perspektive des Schildhalters gesehen. Das führt dazu, dass das, was für den Betrachter des Wappens links ist, für den Heraldiker rechts ist und umgekehrt. Unterteilte Wappen werden von (heraldisch) rechts oder vorne nach links oder hinten bzw. von oben nach unten beschrieben. Da der Schild, auf dem das Wappen angebracht war, in der Linken getragen wurde, blicken, schreiten, springen Tiere oder menschliche Figuren in der Regel nach (heraldisch) rechts. Ist das nicht der Fall, so muss diese Abweichung angegeben werden. Vielfach treten in den Wappen „gemeine“ Figuren (Tiere, Pflanzen, Menschen, Bauwerke usw.) in Kombination mit Heroldsfiguren (geometrische Mustern) auf, die besonders vielfältig sind. Ist der Schild einmal oder mehrfach waagrecht oder schräg geteilt, so spricht der Heraldiker von einer „Teilung“. Eine „Spaltung“ verläuft immer senkrecht. Von einem Balken ist die Rede, wenn er waagrecht oder schräg im Wappen liegt. Ein senkrechter Balken im Wappen wird hingegen als „Pfahl“ angesprochen. Ein Schild, der in der Mitte von oben nach unten gespalten und in der Mitte von rechts nach links geteilt ist, wird als quadrierter Schild bezeichnet.

Reichs- und Königsadler

Den Adler trugen die römischen Legionen als Feldzeichen um den Erdkreis. Auf diesem Weg wurde er zum Inbegriff der römischen Weltmacht, zum Respekt gebietenden Symbol. In der Tradition des untergegangenen weströmischen Reichs sahen sich die deutschen Könige des Mittelalters, die in Konkurrenz zu Byzanz den imperialen und universalen Anspruch wieder aufleben ließen. Zu diesem Zweck versicherten sich des Rückhalts und des Segens der römisch-katholischen Kirche, indem sie nach Rom zogen, um sich dort vom Papst zum Kaiser



Königliches Wappen Maximilians mit Kaiserkrone und goldenem Vlies am Glockenmantel der Maximiliana.

krönen zu lassen. In heraldischer Zeit wurde der Adler zum Wappentier der Kaiser und Könige des Heiligen römischen Reichs. Seit dem 13. Jahrhundert war das in goldenem Schild ein schwarzer nimbiertes (mit Heiligenschein hinter dem Kopf) Adler. Im 14. Jahrhundert setzte sich immer mehr der Brauch durch, dass sich der Kaiser den Doppeladler reservierte, während sich der König mit dem herkömmlichen Adler begnügen musste. Endgültig und offiziell wurde der Doppeladler erst unter Kaiser Sigismund in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Herrschaftssymbol des Kaisers eingeführt.

Auf der Löffler-Glocke wird das königliche Wappen verwendet. Das Beiwerk geht auf die maximilianische Heraldik zurück, die hier zu Neuerungen greift. Dem Schild ist die Kaiserkrone (Mitrenkrone) aufgesetzt, zu deren Popularisierung Maximilian und sein Künstlerkreis viel beigetragen haben. Um das Wappen hängt die aus stilisierten Feuerstählen und Flammen gebildete Kette des Ordens zum Goldenen Vlies mit dem Namen gebenden Widderfell (Vlies). Dieser war von Philipp von Burgund (1419–1467) als weltlicher und elitärer Ritterorden gegründet worden. Die Habsburger setzten diese burgun-

dische Tradition fort, die Aufnahme in den Orden zum Goldenen Vlies war die höchste Auszeichnung. Als Schildhalter fungieren Fabelwesen, zwei Greifen.

Österreichische Länder

Österreich

Im Südosten des Reichs, wo ihm das Herzogtum Bayern Flankenschutz gewährte, besonders gegenüber den Ungarn, zeichnete sich früh eine territoriale Zweiteilung ab. 976 wurde Kärnten zum Herzogtum erhoben und damit in die Selbständigkeit entlassen, die kleine Donaumark hingegen wurde den Babenbergern übertragen, die in diesem Donaugau, im Nordgau und im Traungau begütert waren. Die den Babenbergern überlassene Mark war klein. Die Ostgrenze wurde bald von der Kleinen Tulln zum Wienerwald, dann bis zur March, zur Fische und schließlich bis zu Leitha vorgeschoben, im Norden wurde friedlich durch Kolonisation und Rodung expandiert. 1156 wurde die babenbergische Markgrafschaft zum Herzogtum erhoben und aus dem Verband des Herzogtums Bayern endgültig herausgelöst. Die Ranger-

höhung und die damit verbundenen Privilegien, die das Privilegium minus gewährte, waren als Entschädigung gedacht für den Verzicht der Babenberger auf das Herzogtum Bayern zu Gunsten der Welfen. Zugleich aber wurde die babenbergische Obergewalt in einem Raum anerkannt, der größer war als die Mark. Ein „territoriales“ Herzogtum neuen Typs war ins Leben getreten, für das sich ein bereits im engeren Markbezirk ausgebildetes Landrecht allmählich durchsetzte. Nach dem Aussterben der Babenberger (1246), Interregnum und böhmischer Herrschaft kamen 1282 die Habsburger in den Besitz des Herzogtums, das ihnen als Reichslehen verliehen wurde. Als Lehenvasallen des Reichs führten die Babenberger anfänglich einen Adler im Wappen. Das Fünfadlerwappen, das 1920 das Land Niederösterreich als Landeswappen bestimmte (in Blau fünf goldene Adler), kam aber erst um 1335 auf, offenbar als Fabelwappen, das dem Heiligen Leopold zugeschrieben wurde. Gelehrte des 15. Jahrhundert verkannten, dass das Fünfadlerwappen ein spätes Konstrukt war, sie sahen in ihm irrtümlich das alte babenbergische Wappen. Daher bürgerte sich für dieses Wappensymbol die Bezeichnung „Alt-Österreich“ ein, während der Bindenschild als Wappen „Neu-Österreichs“ angesprochen wurde. In Wirklichkeit war der rot-weiß-rote Bindenschild älter, wenn auch nicht so alt, wie patriotisch gestimmte Sagen, die von blutigen babenbergischen Heldentaten zu Kreuzzugszeiten zu berichten wussten, glaubhaft machen wollten. Der letzte Babenberger, Friedrich II. der Streitbare, gab, um seine Distanz zu Reich und König zu manifestieren, den Adler-Schild als babenbergisches Wappen auf und ersetzte ihn durch den Bindenschild, der erstmals 1230 in seinem Siegel sich nachweisen lässt. Als sich nach dem kinderlosen Tod Friedrichs der Böhmenkönig Ottokar II. des babenbergischen Erbes bemächtigte, übernahm er den Bindenschild als Zeichen seiner Herrschaft über das Herzogtum Österreich. Ihm taten es die Habsburger nach, die größten Wert auf den Bindenschild legten, da das Herzogtum Österreich Basis ihrer Hausmacht war. Darüber hinaus wurde er zum Abzeichen der sich als „Haus Österreich“ gerierenden Habsburger, das ihr angestammtes Familien- und Dynastiewappen, der rote Löwe in goldenem Schild, vorübergehend fast vollkommen verdrängte, zumal mit Österreich die Würde eines Herzogs und dann die eines Erzherzogs verbunden war.

Erst Herzog Rudolf IV. nahm das Fünfadlerwappen offiziell auf und ließ es seit 1360 neben den Bindenschild treten. Ersteres behielt als Wappen „Alt-Österreichs“ seine falsche historische Konnotation bei, ohne den Bindenschild von seinem prominenten Platz verdrängen zu können. In der Praxis versinnbildlichte das Fünfadlerwappen zunehmend das Land unter der Enns.

1192 kam der Traungau von den steirischen Herzögen an

die Babenberger, der 1254 mit dem Herzogtum Österreich vereinigt wurde. Den Gebieten ob der Enns, dem späteren Oberösterreich, wurde aber, was sich bereits unter den Babenbergern abgezeichnet hatte, eine gewisse Selbständigkeit belassen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts trennten sich die Landstände ob der Enns von den Landständen unter der Enns, womit die Teilung des Herzogtums Österreich in zwei Länder, das Land ob der Enns und das Land unter der Enns, endgültig vollzogen war. Rechtlich gesehen hat es stets nur ein (Erz)Herzogtum Österreich gegeben. Als heraldisches Symbol übernimmt das Land ob der Enns ein Wappen, das erst unter Herzog Rudolf IV. geschaffen worden war und sich an ein den Herren von Machland zugeschriebenes Wappen anlehnte. Es lebt heute als Landeswappen von Oberösterreich weiter (im gespaltenen Schild rechts in Schwarz ein goldener Adler, links dreimal von Silber und Rot gespalten).

Steiermark

Vom Herzogtum Kärnten hatte sich im Laufe des 11. Jahrhunderts im südlichen Grenzbereich eine Reihe von Marken abgeschichtet. Die Kärntnermark in Osten hingegen blieb zunächst, wie unter den Eppensteiner und den Grafen von Wels-Lambach, denen sie bis 1050 unterstand, dem Herzogtum zugehörig. Mit Otakar kam damals ein im Chiemgau und Traungau begütertes Geschlecht zur Herrschaft in dieser Mark, die ihren Gebietsumfang stetig vergrößerte. Sein Sohn Adalbero II. nannte sich nach seinem Burgsitz Steyr, in dessen Umgebung er über umfangreichen Besitz verfügte. Durch eppensteinisches Erbe wurde der Besitz der Markgrafen von Steyr wesentlich angereichert und ihre Machtbasis verbreitert. Eine zunehmende Selbständigkeit des markgräflichen Gebiets zeichnete sich bereits ab, als 1180 die Mark in Mittelsteir und die Grafschaften in Obersteir, mit dem Traungau vereinigt, aus dem Herzogtum Kärnten endgültig ausgegliedert wurden. Der letzte Otakar erlangte den Herzogstitel. Dieses Herzogtum war an die Person des Inhabers gebunden, also ein reines Titularherzogtum. Gleichwohl entstand nun ein Land, das Steiermark (marchia Styria) genannt wurde. 1192 ging das Land gemäß eines Erbvertrages (Georgenberger Handfeste), in dem auch die Rechte des steirischen freien und ministerialischen Adels gesichert wurden, an die Babenberger über. 1282 nahmen es die Habsburger zugleich mit dem Herzogtum Österreich in Besitz.

Der „steirische“ Panther (der Panther ist in der Heraldik ein Fabeltier) als Wappenmotiv findet sich bereits in den Siegeln Otakars III. aus den 60er Jahren des 12. Jahrhunderts. Vermutet wird, dass die „Traungauer“ den als Wappenmotiv eher seltenen Panther als Lehenvasallen von den Spanheimern, den Herzögen von Kärnten, über-

nommen haben. Die Babenberger als Landesherren behielten ihn bei und so wurde er zum unterscheidbaren Symbol des Landes gegenüber dem gleichfalls babenberghischen und dann habsburgischen Österreich. Allerdings initiierten die Babenberger einen Farbwechsel, um Verwechslungen mit den spanheimischen Panther auszuschließen. Der schwarze Panther (in silbernen Schild) wurde silbern und reckte sich auf grünem Schild. In dieser Form lebt bis heute als Landeswappen der Steiermark weiter.

Kärnten

Kärnten wurde 976 von Bayern abgetrennt und zum Herzogtum erhoben. Dieses umfasste auch die spätere Steiermark, die südlichen Teile von Ober- und Niederösterreich, sowie Krain und Istrien, alles Gebiete die sich im 11. und 12. Jahrhundert abgeschichtet haben. Im Kärnten wirkte der Amtscharakter des Herzogtums lange nach. Jedenfalls handelte es sich hier weder um ein Stammesherzogtum wie Bayern noch um ein territoriales Herzogtum wie Österreich, noch um ein reines Titularherzogtum. Im 11. und 12. Jahrhundert rekrutierten sich die Herzöge aus dem einheimischen Adel, aber trotz umfangreichen Grundbesitzes wurden die Eppensteiner und die Spanheimer an Macht von anderen übertroffen. Vor allem entlang der Handelsrouten in den Süden beherrschten auswärtige Hochstifte wie Bamberg, Freising, Brixen und Salzburg weite Gebiete. Salzburg konnte einen Teil seiner Kärntner Gebiete in seine Landesherrschaft einbeziehen, das bambergische Gebiet behielt seine Sonderstellung. Den Grafen von Görz gelang es ihre Gerichte in Oberkärnten aus dem Verband des Herzogtums herauszulösen, die Grafen von Ortenburg waren auf dem besten Weg dahin. Alles in allem war die territoriale Machtbasis der Herzöge lange Zeit relativ schmal. Als Reichslehen wurde das Herzogtum Kärnten 1286 Graf Meinhard II. von Tirol-Görz verliehen, der dadurch in den Kreis der Reichsfürsten vorstieß. Da das Haus Tirol-Görz mit Meinhards Sohn Heinrich im Mannesstamm ausstarb, fiel Kärnten als Reichslehen heim und wurde 1335 den Habsburgern verliehen. Das Wappen der Herzöge von Kärnten zeigte bis zum Aussterben der Spanheimer 1269 den schwarzen Panther in Silber. Aber seit den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts führten die Spanheimer, allerdings nur vorübergehend und vereinzelt, das heutige Kärntner Wappen – im von Gold und Rot gespaltenen Schild rechts drei übereinander gestellte schwarze schreitende Löwen, links ein silberner Balken. Ob dieses Wappen, das frappant an Schwaben und Österreich erinnert, den Spanheimern von den Babenbergern aufgezwungen worden ist oder umgekehrt als politischer Affront der Spanheimer gegenüber den Babenbergern angelegt war, darüber gehen noch heute die Lehrmeinungen auseinander. Jedenfalls ver-

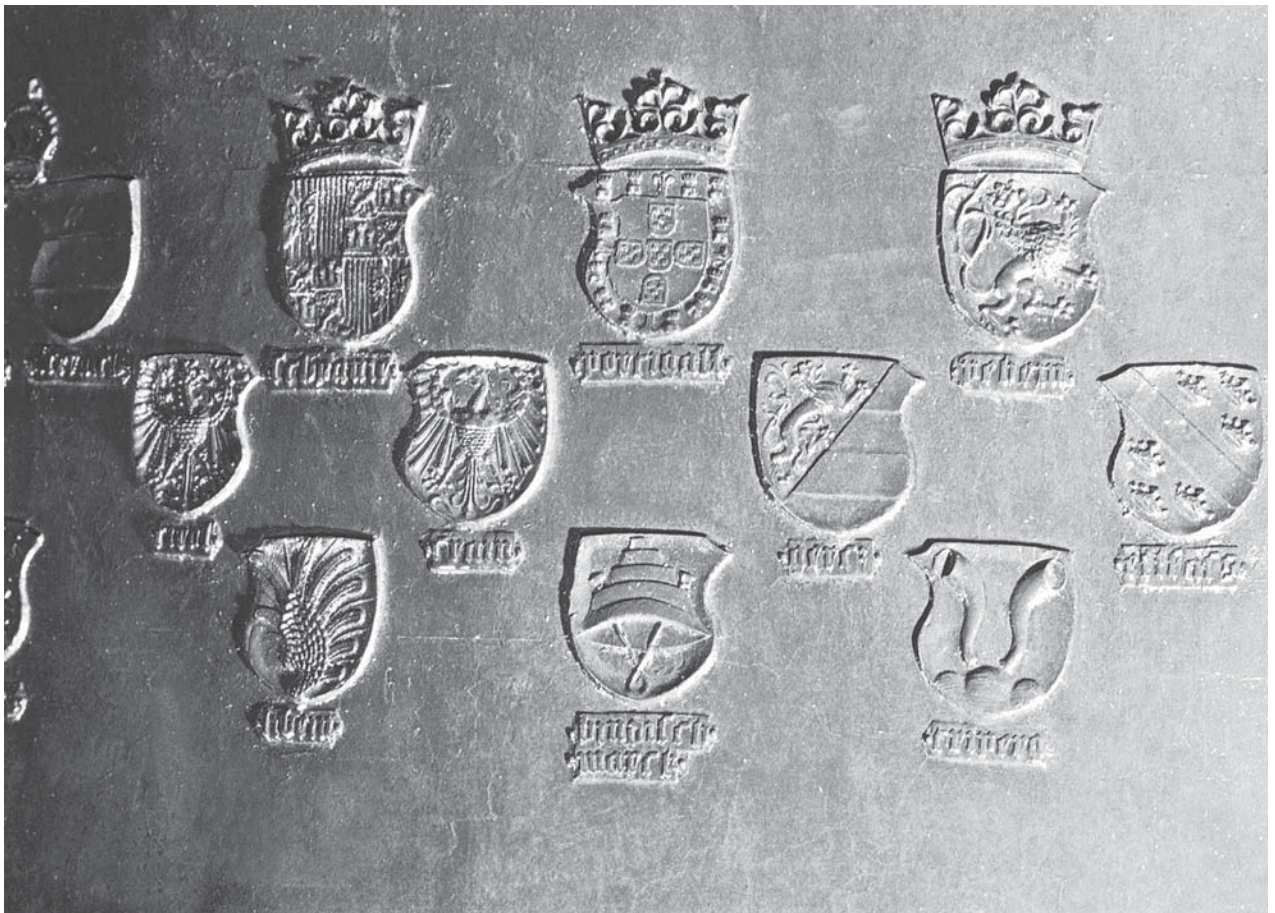
wendete der Böhmenkönig Przemysl Ottokar II., als er 1269 das Land an sich brachte, das neue Wappen (obendrein führte er als steirischer Herzog ohnedies schon einen Panther-Schild) und daran hielten sich auch die Habsburger.

Herzogtum Krain

Wie die Steiermark entwickelte sich auch die Grafschaft oder Mark Krain auf karantanischem Boden. Zwar schenkten die römischen Könige und Kaiser gegen Ende des 11. Jahrhunderts diese Mark dem Hochstift Aquileia, das aber seine Herrschaftsansprüche nie recht geltend machen konnte, denn gut die Hälfte der Oberkrain waren Immunitätsgebiete der Hochstifte Brixen und Freising, den Rest behaupteten als Eigenbesitz Adelsgeschlechter aus dem Norden, die Spanheimer, die Grafen von Bogen und vor allem die Andechs-Meranier, um die wichtigsten zu nennen. (Die Andechser waren Titularherzöge von Meranien, das ist die Landschaft am Quarnero in Istrien und um Fiume.). Den Spanheimern und den Babenbergern gelang es, den dortigen andechsischen Besitz an sich zu bringen. Nach dem Intermezzo Ottokars II. von Böhmen, der das Erbe der Babenberger und der Spanheimer an sich zu bringen suchte, fielen 1282 die Krain und die Windische Mark als Reichslehen an die Habsburger, die sie sogleich als Pfand an Graf Meinhard II. von Tirol-Görz weitergaben, sich jedoch, um ihre Rechte festzuhalten, weiterhin Herren von Krain und der Windischen Mark nannten. Mit den Anfall von Kärnten 1335 kam die Krain direkt in den Besitz der Habsburger. Der Titel eines Herzogs von Krain führte erstmals Rudolf IV. der Stifter. In Folge eines Erbvertrages fielen 1374 die görzischen Gebiete in der Windischen Mark und um Möttling sowie das obere Karstgebiet mit Einschluss von Adelsberg an die nun habsburgische Krain. Der Adler des Krainer Wappens – im Laufe der Zeit setzt sich als Wappen in Silber ein blauer Adler, dem eine rot-silberne geschachtete Brustspange aufgelegt und eine Krone aufgesetzt ist, durch – dürfte wahrscheinlich auf ein Heerbanner der Grafen von Andechs zurückzuführen sein.

Windische Mark

Wie wir gesehen haben war der Werdegang der Windischen Mark mit dem der Krain verwoben. Nachdem 1374 die Habsburger den görzischen Anteil an der Windischen Mark erworben hatten, wurde diese mit der Krain vereinigt. Den Titel und das Wappen eines „Herrn in der Windischen Mark“ führten die Habsburger konsequent bis 1918 weiter. Das Wappen der Windischen Mark zeigt in Silber ein schwarzen „windischen“ Hut und es wird erstmals in den Siegeln Rudolfs IV. 1358 verwendet.



Tirol *Spanien* *Krain* *Portugal* *Böhmen*
Duino *Windische Mark* *Görz* *Triberg* *Elsass*

Grafschaft Tirol

Im Gegensatz zu Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain war Tirol niemals ein Reichslehen. Die Existenz dieses Landes verdankt sich einem Konzentrationsprozess, den in Konkurrenz zu anderen Adelsgeschlechtern und zu Lasten der beiden Hochstifter Brixen und Trient die Grafen von Tirol eingeleitet haben und den Meinhard II. von Tirol, väterlicherseits ein Görzer, mütterlicherseits ein Tiroler, beschleunigt und abgeschlossen hat, so dass wir gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein geschlossenes Land als Grafschaft vor uns haben. Nach dem Tod Herzog Heinrichs, Meinhard's Sohn, wurde Tirol mit den Ehen von Heinrichs Erbtochter Margarethe in den Sog luxemburgischer, habsburgischer und wittelsbachischer Interessenpolitik gerissen. 1363 überschrieb die verwitwete Margarethe, kurz nachdem ihr einziger Sohn und Erbe Meinhard III. verstorben war, die Grafschaft Tirol den Habsburgern.

Das Wappentier der Grafen von Tirol ist der seit dem frühen 12. Jahrhundert bezeugte (rote) Adler, den dann

auch ihre Nachfolger, die Grafen von Görz sowie die Habsburger, als Herrschafts- und Hoheitszeichen sowie als Territorialwappen übernahmen. Die Attribute und Beizeichen, wie sie heute das Tiroler Landeswappen charakterisieren, traten erst nach und nach hinzu, ohne zum fixen Bildkanon zu zählen. Am frühesten, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, treten die Flügelspangen auf, die seit dem frühen 14. Jahrhundert in Kleeblattenden auslaufen. Seit dem 15. Jahrhundert trägt der Tiroler Adler meist eine Krone. Mit diesen beiden Beizeichen – Flügelspangen mit Kleeblattenden und der Krone – ist auch der Tiroler Adler auf der Schwazer Löffler-Glocke versehen, der aber nach heraldisch links blickt. Das Ehrenkränzel bürgert sich erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Tirol-Wappen ein.

Herrschaft Feldkirch

Der Erwerb von Kärnten und dann Tirol war ein wichtiger Schritt in der politischen Strategie der Habsburger, vom Osten her eine territoriale Brücke zu ihren verstreut

in der Schweiz und am Oberrhein liegenden Stammlanden zu schlagen. Nach 1363 waren sie bemüht, die noch immer klaffende Lücke durch Gebietserwerbungen westlich des Arlberg zu schließen. Schlag auf Schlag setzten sie sich in die Positionen der stammesgleichen, aber durch Erbstreitigkeiten verfeindeten Häuser Montfort und Werdenberg, die sich durch andauernde Hausteilungen selbst geschwächt hatten. Den Anfang machte für die Habsburger 1363 die kleine Herrschaft Neuburg am Rhein, die eine Reichspfandschaft war. 1375 bzw. 1390 fiel ihnen die wichtige Herrschaft Montfort-Feldkirch zu, mit der Stadt Feldkirch und der Schattenburg, dem Vorarlberger Vorderland (Rankweil-Götzis) samt dem Landgericht Rankweil, dem hinteren Bregenzerwald, Dornbirn und Höchst-Fussach. 1394 bzw. 1413 kauften sie den Grafen von Werdenberg die Herrschaft Bludenz samt dem Tal Montafon ab. 1451 kaufte Herzog Sigmund von Tirol von den Montfortern die alte Herrschaft Bregenz und die Herrschaft Hohenegg. (Die neue Herrschaft Bregenz fiel erst 1523 an die Habsburger.) 1453 nahm er mit Waffengewalt den Herren von Heimenhofen das Gericht Tannberg und das Kleine Walsertal ab. Opfer dieser aggressiven Expansion wurden auch die Truchsess von Waldburg, die 1473 ihre von Frastranz bis zum Arlberg reichende Herrschaft Sonnenberg verloren. Auf der Glocke sind von den habsburgischen Herrschaften vor dem Arl zwei mit Wappen vertreten: Feldkirch und Sonnenberg. Das Wappen von Sonnenberg ist ein sprechendes, ein den Namen versinnbildlichendes: Es zeigt in Silber eine goldene Sonne über einem schwarzen Dreieck. Das Wappenmotiv des heutigen Vorarlberger Landeswappens, die dreiteilige Kriegsfahne, geht auf die Pfalzgrafen von Tübingen zurück, von denen die Grafen von Montfort abstammen und daher ihr Wappen ableiteten. Die diversen Linien der Montforter wie der Werdenberger haben dieses Wappen geführt, nur in den Farben haben sie sich unterschieden. Auf dem Innsbrucker Wappenturm war für Montfort-Feldkirch eine schwarze Fahne im silbernen Schild dargestellt, was auf einem Irrtum beruhen dürfte, denn das Wappen der Feldkircher Linie der Grafen von Montfort, die 1390 erlosch, war die rote Fahne im goldenen Schild.

Duino

Die Herren von Duino waren ursprünglich Ministerialen des Patriarchats Aquileia. Von der Aquileier Kirche hatten sie am Karst drei größere Herrschaften als Lehen, darunter Duino (die deutsche Bezeichnung war Tibein oder Tybein), nach welchem sie sich nannten; weiters Besitzungen in Istrien und im Kvarner Küstenland wie etwa Rijeka/ Fiume. Trotz dieser Bindungen dienten sie den Görzern als Ministerialen und treue Gefolgsleute, solange deren Politik Erfolg versprach. Als sich abzeichnete, dass nicht die Görzer sondern die Habsburger die

aufstrebende Macht an der oberen Adria war, die Venedig Paroli bot, wechselten sie die Seiten. 1366 unterwarfen sie sich mit allen ihren Gütern als Landherren den Habsburgern. Damit erreichten diese ein wichtiges Ziel, sie konnten sich am Meer festsetzen. Das Wappen der Duineser, die 1399 erloschen, war, so wie es auf dem Innsbrucker Wappenturm dargestellt ist, in Blau ein silberner halber Flug (Adlerflügel) nach links. Es ist erstaunlich, dass diese im Vergleich zu anderen territorialen Erwerbungen geringfügige Episode im Maximilianischen Wappenprogramm berücksichtigt worden ist. „Wer, wenn ich nicht schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“ So setzt einer der berühmtesten Gedichtzyklen der Weltliteratur ein, die „Duineser Elegien“ von Rainer Maria Rilke. Auf dem Schloss Duino, hoch über dem Golf von Triest, weilte der Dichter 1911/12 als Gast der Thurn und Taxis und überwand eine Schaffenskrise.

Grafschaft Cilli

Dem Aufstieg der Freien von Sannegg, eines im Süden des Herzogtums Steiermark reich begüterten Adelsgeschlechts, sahen die Habsburger als Landesherren misstrauisch entgegen, denn hier entstand eine unliebsame Konkurrenz, die ihre Kreise störte. Die Widersacher der Habsburger hingegen protegierten die Sannegger, die als Lehenvasallen und krainische Landherren an die Habsburger gebunden waren. Ein Wittelsbacher, Kaiser Ludwig der Bayer, erhob sie, die 1322/23 Burg und Markt Cilli in die Hände bekommen hatten, 1341 von Reichs wegen zu Grafen mit dem Prädikat von Cilli und verlieh ihnen ihre Besitzungen als Reichslehen. Kaiser Karl IV., ein Luxemburger, bestätigte 1372 Standeserhebung und Lehenverleihung. Ein weiterer Luxemburger, Kaiser Sigmund, erhob 1436 seinen Schwager Friedrich von Cilli und dessen Sohn Ulrich zu Reichsfürsten und ihre Grafschaften Cilli, Ortenburg und Sternberg (die beiden letzteren lagen in Kärnten ein und waren 1420 ererbt worden) zu einem Reichsfürstentum. Jedoch arrangierten sich die Habsburger mit den Grafen von Cilli und schlossen mit ihnen Erbverträge ab. Als der bereits genannte Ulrich von Cilli, der tief in die ungarische Innenpolitik verstrickt war, 1456 ermordet wurde und mit ihm das Grafengeschlecht im Mannesstamm erlosch, trat der Erbfall ein, den nach längeren Kämpfen die Habsburger für sich entschieden. Die „Grafschaft“ Cilli wurde in der Folge dem Herzogtum Steiermark einverleibt, behauptet aber hinsichtlich der Verwaltung eine Sonderstellung. Das Wappen der Grafen von Cilli findet sich in den Wappensuiten der Habsburger eher selten. Das Wappen zeigt in Blau (auf dem Innsbrucker Wappenturm ist der Schild Blau-Weiß geteilt) drei goldene Sterne, die zwei zu eins stehen.

Grafschaft Ortenburg

Im späten 11. Jahrhundert taucht in Oberkärnten ein Adelsgeschlecht, das sich nach seiner Stammburg Ortenburg bei Spittal an der Drau Ortenburg nannte. Wie die Görzer profitieren die Ortenburger vom Erlöschen der Lurngauer Grafen (1135). Aus Teilen dieses Erbes formen die Ortenburger, die sich bereits 1141 als Grafen bezeichnen, ein von Möllbrücke bis nahe vor Villach reichendes Herrschaftsgebilde. 1309 erwarben sie Burg und Herrschaft Sternberg (nördlich des Wörthersees), zudem konnten sich besitzrechtlich in Krain und Friaul verankern. In Oberkärnten, wo sich ihre Macht zu Lasten der Görzer im Raum Spittal verdichteten, gelang es ihnen einen Prozess der Landwerdung einzuleiten, ohne ihn vollenden zu können. 1395 wurde ihnen für ihre Herrschaft der Blutbann übertragen, 1417 die Grafschaft Ortenburg als Reichslehen verliehen, womit rechtlich die Voraussetzung gegeben war, ihr Territorium aus dem Verband des Herzogtums Kärnten herauszulösen. Das unterblieb, denn ein Jahr später starben die Ortenburger aus und ihr Erbe fiel an die Grafen von Cilli, denen 1420 die Grafschaften Ortenburg und Sternberg als Reichslehen verliehen wurden.

Grafschaft Görz

Grafschaft Görz war die Sammelbezeichnung für ein zerrissenes, verstreutes und daher fragiles Territorialgebilde. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts setzte sich ein Adelsgeschlecht, das sich bald Grafen von Görz nannte, zugleich im Westen des Herzogtums Kärnten, hier in die Fußstapfen der Lurngauer Grafen tretend, und im unteren Friaul fest, wo sie als Vögte in die Dienste des Patriarchats Aquileia traten und auf dessen Kosten expandierten. Einigermaßen geschlossen war im Süden nur das Gebiet im Umkreis der Stadt Görz. Westlich von Cormons gehorchten ohne feste Grenzen nur viele vereinzelte Besitzungen den Grafen, die auch in der friaulischen Tiefebene bis an den Tagliamento begütert waren. Verdichteter war ihr Besitz auf dem Karst und auf der istrischen Halbinsel. Weiter östlich und isoliert lag ein weiterer Besitz der Görzer, in der Windischen Mark und um Möttling, der 1374 zusammen mit den istrischen Besitzungen an die Habsburger fiel. Kompakter und etwas geschlossener als dieser Herrschaftskomplex, den man später als Hintere Grafschaft Görz bezeichnete, war der Vorderen Grafschaft Görz. Hier gruppierten sich die görzischen Gerichte um den Kernraum Lienz, das neben Görz als Residenzstadt diente, im oberen Drautal, Gailtal und Mölltal und im Pustertal. Obgleich die Görzer im 14. Jahrhundert zu Reichsfürsten aufstiegen und ihre landesherrliche Position damit aufgewertet war, gerieten die Görzer in Bedrängnis. Im Norden setzten ihnen die Habsburger zu, denen sie nach einem verlorenen Krieg 1460 allen Territorialbesitz östlich des Kärntner (Tiroler)

Tors abtreten mussten. Im Süden kamen sie unter dem Druck der auf Expansionskurs segelnden Republik Venedig, aber auch wiederum der Habsburger, die ihre maritime Position an der oberen Adria zu behaupten suchten. Als im Jahre 1500 mit Leonhard der letzte Görzer verstarb, kam Maximilian der görzische Zuwachs, der durch Erbverträge abgesichert war, mehr als gelegen. Mit der Vorderen Grafschaft Görz, die der Grafschaft Tirol provisorisch zugesprochen wurde und bald in dieser aufging, konnte endlich die territoriale Lücke zwischen Tirol und Kärnten geschlossen werden. Und mit der Hintere Grafschaft Görz, die als Grafschaft Görz weiterleben durfte, war der habsburgische Brückenkopf an der oberen Adria verstärkt. Das Wappen der Görzer, zuerst nachweisbar unter dem 1258 verstorbenen Meinhard III. von Görz, zeigt in im schrägrechtsgeteilten Schild oben einen goldenen Löwen in blauem Feld, unten von Rot und Silber fünfmal schräglinks geteilt. Diese Schräglinksteilung ist zweifellos eine späterer Zusatz (vorher haben sich die Görzer mit den Löwen begnügt), interpretiert wird er als Zeichen, dass die Görzer Lehensvasallen der Patriarchen von Aquileia gewesen sind. Heute ist dieses Wappen in etwas abgewandelter Form und ergänzt durch eine Rose das Stadtwappen von Lienz.

Portenau (Pardenone)

Die kleine Herrschaft Portenau (ital. Pardenone) in Friaul, ein Lehen des Patriarchats Aquileia an die Herren von Castello, verkauften letztere 1221/22 an die Babenberger. 1282 ging dieser einsame Außenposten im adriatischen Hinterland mit dem babenbergische Erbe an die Habsburger. Im Krieg gegen Venedig (1508/9) bemächtigte sich die Lagunenstadt dieser habsburgischen Enklave. Erst im Frieden von Venedig verzichteten die Habsburger auf die Rückgabe dieses okkupierten Besitzes. In der österreichischen Heraldik kommt das Wappen von Portenau zuerst unter Rudolf IV. (1359) und zuletzt unter Ferdinand I. (1522) vor. Verwendet wurde im Wappen der österreichische rot-weiß-rote Bindenschild, der mit einem goldenen Tor mit offenen Flügeln belegt ist.

Die habsburgischen Stammlande und die Vorlande

Habsburg

Als Geschlecht lassen sich die Habsburger bis in das 10. Jahrhundert zurückverfolgen. Ihr Besitz erstreckte sich vom Elsass bis in den Aargau in den Süden. Um 1020 wurde am Zusammenfluss von Aar und Reuß die Habsburg (Habichtsburg) errichtet, von der der das Grafengeschlecht seinen Namen ableitete. Um diese Zeit wurden die Hausklöster Muri und Ottmarsheim errichtet. Im 12. Jahrhundert gehörten ihnen die Landgrafschaft im oberen Elsass, die Grafschaft im Zürichgau und im Thurgau,

Rechte, die durch die Pfullendorfer und Lenzburger Erbschaft abgerundet werden konnten. Als 1263 der einstige Zähringer Besitz südlich des Rheins aus Kiburger Erbe anfiel, war die Vormacht der Habsburger unumstritten. Im Bestreben, räumlich weiter auszugreifen und im zerfallenden Schwaben einen kompakten Machtbereich zu schaffen, scheiterten die Habsburger, zumal sich ihre Interessen mit dem Erwerb Österreichs und der Steiermark 1282 in den Osten des Reichs verlagerten. Einen Teil des Stammbesitzes übernahm eine habsburgische Seitenlinie, die Laufenburger, von der wiederum die kiburgische Nebenlinie abzweigte, die beide zu Beginn des 15. Jahrhunderts erloschen. Ihr Besitz im Aargau samt der Habsburg ging 1415, der im Thurgau 1460 an die Eidgenossenschaft verloren. In den sich zu Bünden zusammenschließenden Eidgenossen, die jede monarchische Gewalt über sich ablehnten, war den Habsburger ein mächtiger Gegner erwachsen, der sie sukzessive aus der Innerschweiz abdrängte, im Laufe des 15. Jahrhunderts mussten die Habsburger die Städte Freiburg (Fribourg) im Üechtland und Rapperswil sowie Grafschaft Kiburg aufgeben. Bis zum Ende des Jahrhunderts hatten die Habsburger zudem alle ihre Positionen in der Nordost-Schweiz zu räumen, nur am Hochrhein behaupteten sie mit den vier Waldstädten – Rheinfelden, Säkingen, Laufenburg und Waldshut – ein territoriales Bollwerk, das erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben werden musste. Im Zuge der Grenzziehungen fielen damals die linksrheinischen Gebiete (Rheinfelden und Laufenburg samt Fricktal) an den Kanton Aargau, die rechtrheinischen an Baden (Säkingen und Waldshut). Etwas länger konnten sich die Habsburger in der Ostschweiz halten. Auf ihre Hoheitsrechte im Unterengadin, die auf die Grafen von Tirol zurück gingen und mit der Grafschaft Tirol verbunden waren, sowie auf die im Prättigau, die wesentlich jüngeren Ursprungs waren, mussten sie im Laufe des 17. Jahrhunderts verzichten. Ihnen verblieben bis 1803 die Herrschaften Tarasp (1464 von Herzog Sigmund den Vögten von Matsch abgekauft) im Unterengadin und Rhäzüns im Hinterrheintal. Den Titel und das Wappen eines Grafen von Habsburg haben die Habsburger weitergeführt. Dieses Haus- und Stammwappen zeigt in Gold einen roten, laubbewehrten Löwen. Seit Rudolf dem Stifter trug dieses Wappentier eine blaue Krone.

Kiburg

Die Burg Kiburg (Kyburg) südlich von Winterthur ist erstmals 1027 bezeugt. Vier Jahrzehnte später fiel sie an die Grafen von Dillingen, die sich seither Grafen von Kiburg nannten. Rund 100 Jahre später erlangten sie beim Aussterben der Grafen von Lenzburg die Grafenrechte im Zürichgau, zu Beginn des 13. Jahrhundert kamen aus dem Erbe der verschwägerten Herzöge von Zähringen weitere linksrheinische Besitzungen hinzu.

Als die ältere und die jüngere Linie der Grafen von Kiburg 1262/4 erloschen, fiel das Erbe an Rudolf von Habsburg. 1452/60 ging die Grafschaft Kiburg an die Eidgenossenschaft verloren, Wappen und Titel führten die Habsburger weiter.

Das Wappen von Kiburg zeigt in Rot einen goldenen schrägrechten Balken, begleitet oben und unten von einem goldenen Löwen. Am Innsbrucker Wappenturm und auf der Glocke ist das Wappen andersherum: der Balken ist schräglinks und die zwei Löwen schreiten daher nach (heraldisch) links. In der habsburgischen Sphragistik kommt dieses Wappen zum ersten Mal unter Rudolf IV. 1359 vor. Als letzter österreichischer Herrscher führte es Leopold II.

Die sieben Gerichte

Unter dieser etwas ominösen Umschreibung ist der habsburgische Besitz im Prättigau umschrieben, der aber im Gegensatz zu anderen Positionen auf heutigem Schweizer Gebiet jüngeren Ursprungs war. Hier stand Besitz der Grafen von Toggenburg zur Disposition, die 1436 gestorben waren. Von den Grafen von Montfort-Tetnang erwarb Herzog Sigmund 1466 und 1470 die sechs „inneren“ Gerichte (Klosters, Davos, Belfort, Churwalden, Langwies und St. Peter im Tal oder Schanfigg), die sich dagegen wehrten. Daher verkaufte Sigmund sie an die Vögte von Matsch, eines der reichsten und vornehmsten Tiroler Adelsgeschlechter. Als sich die Lage beruhigt hatte, kaufte Sigmund 1477 den Matschern die sechs Gerichte wieder ab. 1496 erwarb Maximilian von den Matschern die Gerichte Castels und Schiers. Wie im Unterengadin war die hoheitliche Gewalt der Habsburger im Prättigau schwach fundiert und ihr standen autonome Rechte der Gerichtsgemeinden gegenüber, die sich seit dem 15. Jahrhundert zur Wahrung ihrer Interessen in Bünden zusammengeschlossen hatten. 1649/52 verzichteten die Habsburger gegen eine hohe Entschädigungssumme auf alle Hoheitsrechte im Prättigau und Unterengadin zu Gunsten der dortigen Gemeinden und Bünde. Als einziger Besitz verblieb ihnen neben Tarasp im Unterengadin das schon erwähnte Rhäzüns. Das Wappen für die „Sieben Gerichte“ oder „Toggenburg“ ist ein heraldisches Konstrukt der maximilianischen Zeit. Am Innsbrucker Wappenturm ist es wie folgt dargestellt: Im von Silber und Rot gespaltenen Schild rechts ein schwarzer Hund, links ein silberner Balken (also der österreichische Bindenschild).

Rhäzüns

Die kleine, aber strategisch wichtige Herrschaft Rhäzüns, gelegen im Hinterrheintal westlich von Chur, für die sich auch ein Mailänder Parteigänger Frankreichs interessierte, erwarb Maximilian 1497 im Tausch von den Grafen von Zollern. Dem König ging es dabei um

Vorteile im Kampf um den Einfluss in der Lombardei. Als Wappen für Rhäzüns verwendete Maximilian einen in Rot und Silber gespaltenen Schild, links mehrfach geteilt.

Schwaben

Das Herzogtum Schwaben umfasste in etwa die deutsche Schweiz mit Graubünden, das Elsass, Südbaden, Württemberg und das heutige bayrische Schwaben. Mit dem Aussterben der Staufer 1268 ging das Herzogtum unter, und die Großen des Landes, allen voran die Grafen von Württemberg bereicherten sich am Reichs- und Herzogsgut, die Habsburger konnten ihre territoriale Überlegenheit, die sie unter König Rudolf erlangt hatten, in der Folge nicht mehr ausspielen. Zwei Habsburger, Rudolf und Johann, Sohn und Enkel König Rudolfs, waren die letzten nominellen Herzöge von Schwaben. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts richteten die Habsburger ihr Augenmerk stärker wieder auf Schwaben und sie wurden dort expansiv tätig. Aber es blieb ihnen verwehrt, ihren zersplitterten Besitz in Schwaben zu vereinigen. Dafür sorgten unter anderem die Grafen von Württemberg und die Reichsstädte, und die Dynamik der Eidgenossen bedrohte überdies ihren Stammesbesitz und ihre älteren Besitzrechte, die die Habsburger sukzessive, soweit sie in Reichweite der Eidgenossen waren, an diese abtreten mussten.

Für den habsburgischen Besitz in Schwaben, der sich nur vereinzelt aus geschlossenen Territorien, meist aus isoliertem Streubesitz zusammensetzte, prägte sich um die Mitte des 15. Jahrhundert der Überbegriff „Vordere Lande“ oder „Vorlande“ aus, neben den später „Vorderösterreich“ trat. Dieses territoriale Sammelsurium lässt sich am besten an Hand von vier großen Raumkomplexen aufgliedern: 1. Die Besitzungen südlich des Rhein und des Bodensees (Aargau, Thurgau, Fricktal, einige Rheinstädte). 2. Die „(oberen) Lande enhalb des Arl“, das Gebiet zwischen Arlberg, Rhein und Bodensee (hier fehlten den Habsburgern in der Frühen Neuzeit nur noch Hohenems und der Reichshof Lustenau). 3. Donau- und Oberschwaben, worunter eine Reihe von Herrschaften in Streulage zwischen Neckar, Schwarzwald und Donau zusammengefasst sind (Markgrafschaft Burgau, Landvogtei Ober- und Niederschwaben, Grafschaft Montfort, Nellenburg, Hohenberg, einige Städte an der oberen Donau, Besitzungen im Hegau). 4. Unter den Vorlanden im engeren Sinn verstand man die relativ geschlossenen Territorien am Oberrhein (Oberelsass, Sundgau, Breisgau, Landvogtei Hagenau).

Diese territoriale Grobgliederung der Vorlande korrespondiert mit der überregionalen Organisation der dortigen Stände seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Stände der Vorlande schlossen sich zu drei Korpora zusammen: 1. Die Vorderösterreichischen Landstände

(Breisgau, Schwarzwald, Herrschaften am Oberrhein, bis 1648 auch Elsass und Sundgau); 2. Schwäbisch-österreichische Landstände (Burgau, Hohenberg, Donaustädte, Landvogtei Schwaben); 3. Vorarlberger Landstände. Die Landvogtei Schwaben ist mit keinem Wappen vertreten. Daher soll dieser recht umfangreiche, wenn auch zersplitterte Territorialkomplex kurz vorgestellt werden. 1486 bekamen die Habsburger die Landvogtei Schwaben endgültig in die Hand, und zwar unter dem Rechtstitel der Reichspfandschaft mit dem Vorbehalt der, nie realisierten, Einlösung an das Reich. Deren Gebiet, vielfach unterbrochen von reichsstädtischen und geistlichen Besitzungen, erstreckte sich vom Bodensee über das Schussental und den Mittelpunkt Altdorf (Weingarten) bis zu dem älteren österreichischen Besitz um Saulgau und Waldsee im Norden. Im Osten gehörte die obere Landvogtei im Gebiet der Leutkircher Heide dazu. Nach 1500 nehmen sich die territorialen Gewinne der Habsburger im Südwesten des Reichs bescheiden aus im Vergleich zu den Verlusten, die sie hinnehmen mussten. 1504 ging die Landvogtei Hagenau als Pfandschaft vom Reich an die Habsburger. 1523 wurde von den Montfortern die zweite Hälfte der Herrschaft Bregenz mit Teilen der Herrschaft Hohenegg angekauft. 1548 unterwarf sich die Reichstadt Konstanz gezwungener Maßen der österreichischen Landeshoheit. 1550 erwarb König Ferdinand I. als Reichspfandschaft die Landvogtei Ortenau. Nach langer Pause fielen die letzten Erwerbungen in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Am wichtigsten war der Komplex nördlich des Bodensees mit Tettnang, Argen und Wasserburg. 1765 fiel nach Aussterben der Grafen von Hohenems die Reichsgrafschaft Hohenems an das Reich zurück und wurde an die Habsburger verliehen. Rund vier Jahrzehnte später wurde das Kapitel „Vorderösterreich“ für immer geschlossen.

Der Löwe war das Wappentier der Staufer. Er sollte sich vermehren, denn ab etwa 1220 schreiten drei Löwen im Wappen der staufischen Herzöge von Schwaben. Der goldene Schild trug somit drei schwarze Löwen übereinander. Die schwäbisch-herzogliche Reminiszenz lebte unter den Habsburgern erst unter Maximilian auf. In seinem Großen Titel, wie er etwa im Tiroler Landlibell von 1511 verwendet wurde, bezeichnete sich Maximilian als „Fürst zu Schwaben“ und unter ihm taucht in den offiziellen habsburgischen Wappensuiten das schwäbische Herzogswappen wieder auf. Erst nach 1806 haben die Habsburger Titel und Wappen nicht mehr verwendet.

Elsass

Wahrscheinlich war das Haus Habsburg von allem Anfang mit dem Elsass verbunden. Ein wichtiger Impuls für ihre rührige Erwerbspolitik in diesem Raum war, dass sie von den Kaisern im 12. Jahrhundert zu Landgrafen im Sundgau ernannt wurden. Diese Landgrafschaft war

zweifellos ein wichtiger Ansatz, um ihre Herrschafts- und Hoheitsrechte auszudehnen. Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts war es ihnen gelungen, ihre verschiedenartigen Besitzungen zu einer recht kompakten territorialen Einheit, der Landgrafschaft Elsass, umzuwandeln. Sitz des Landgrafen, später der vorderösterreichischen Regierung und Kammer war das Städtchen Ensisheim. Die vorderösterreichischen Landstände, deren Mitglieder von links und rechts des Rhein kamen, tagten ebenfalls dort. Die Landgrafschaft Elsass, das Herzstück der Vorlande im engeren Sinn, musste 1648 im Westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten werden. Damit rückte der benachbarte Breisgau, in dessen Stadt Freiburg die vorderösterreichische Regierung nun ihren Sitz hatte, zur Grenzregion gegenüber Frankreich auf.

Den Titel eines Landgrafen im Elsass haben die Habsburger weitergeführt. Ein diese Landgrafschaft repräsentierendes Wappen dürfte sich erst im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelt haben. Das Wappen von Elsass zeigt sich zum ersten Mal auf einem Reitersiegel Herzog Ernst des Eisernen aus dem Jahre 1418. Heute vertritt das Wappen der einstigen Landgrafschaft – in Rot ein goldener Schrägbalken, oben (1,2) und unten (1,2) je drei (goldene) Kronen – das französische Département du Haut-Rhin.

Pfirt

Die Grafschaft Pfirt kam 1324 durch Heirat bzw. 1360 durch Ankauf an das Haus Habsburg. Administrativ war sie dann ein Teil der Landgrafschaft Elsass. Das Wappen der Grafen von Pfirt – in Rot zwei voneinander abgewendete goldene Fische – erscheint in den österreichischen Wappensuiten 1359 zum ersten und 1754 zum letzten Mal. Der Titel eines Grafen von Pfirt fiel über verwandtschaftliche Umwege an das Haus Grimaldi, die Fürsten von Monaco, die heute noch in ihrer Titulatur den Namen eines Comte de Ferette führen.

Burgau

Die spätere Markgrafschaft Burgau, gelegen im heutigen bayerischen Bezirk Schwaben, war als Herrschaft im 12. und 13. Jahrhundert aus Gütern und Rechten der mit den Staufern verwandten Grafen von Berg entstanden. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erbten die Grafen von Berg von mütterlicher Seite, von den Ronsberg, den markgräflichen Titel, und seit Mitte dieses Jahrhunderts nannte sich das Geschlecht durchwegs Markgrafen von Burgau. 1301 kamen die Habsburger in den Besitz der Markgrafschaft, die in ihnen als Reichslehen in Nachfolge der im Mannesstamm erloschenen burgauischen Zweiges der Grafen von Berg verliehen wurde, wenige Jahrzehnte später konnten sie den Kern des Familienbesitzes der Grafen von Berg-Schelklingen, einer Nebenlinie der Burgauer, ankaufen.

Das Wappen der Grafen von Berg bzw. der Markgrafen von Burgau ist ein mehrfach schrägrechtsgeteilter (silbern-rot, rot silbern) Schild, die Anzahl der Teilungslinien schwankt. Dieses Wappen haben die Habsburger übernommen, wobei der goldene Pfahl unter ihnen im Laufe des 16. Jahrhunderts dazugekommen ist.

Schelklingen-Ehingen

Graf Konrad von Schelklingen, letzter männlicher Spross des eben erwähnten Hauses Berg, verkaufte 1343 den Habsburgern die Herrschaft und Grafschaft Schelklingen samt der Stadt Ehingen. Letztere, eine Gründung der Grafen von Berg, war der Verwaltungsmittelpunkt der erworbenen Herrschaft. Die Habsburger mussten erst den Widerstand der Grafen von Württemberg brechen, um die Herrschaft in Besitz nehmen zu können. Die Herrschaft der Habsburger über die Grafschaft Schelklingen (am Wappenturm) oder Ehingen (auf der Glocke) steht das Wappen der Grafen von Berg, wie es oben beschrieben ist, dem aber der Pfahl fehlt und das am Wappenturm schräglinks geteilt dargestellt ist.

Hohenberg

Um 1280 gründeten gründete das Adelsgeschlecht Hohenberg die Stadt Rottenburg am Neckar und machten sie zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft. 1381 verkaufte Graf Rudolf III. die Herrschaft an Herzog Leopold III. von Österreich, durfte sie aber lebenslänglich nutzen. 1389 starb Rudolf und mit ihm erlosch sein Geschlecht, und somit wurde die Grafschaft Hohenberg endgültig habsburgisch. Titel und Wappen der Hohenberger (Von Silber und Rot geteilt) übernahmen die Habsburger. Der Erwerb Hohenbergs war zwar ein großer Erfolg für das Haus Österreich, aber es gelang ihm nicht, eine territoriale Verbindung mit anderen österreichischen Herrschaften herzustellen. Hohenberg war und blieb ein isolierter territorialer Vorposten, der sich besonders gegenüber Württemberg bewährte. Die Gattin des Thronfolgers Franz Ferdinand, die Gräfin Sophie Chotek, erhielt 1909 den Titel einer Herzogin von Hohenberg.

Nellenburg

Die Landgrafschaft Nellenburg ist zwar aus einer karolingischen Grafschaft Hegau herausgewachsen, aber sie war nicht deren unmittelbare Nachfolgerin. Als Institution begegnet uns die Landgrafschaft erst im 13. Jahrhundert, als sich allenthalben das Territorialitätsprinzip durchsetzte. Die Nellenburger waren in Oberschwaben eine der angesehensten und wohlhabendsten Dynastien, verwandt mit den Saliern, Zähringern und Zollern. Die Nellenburg, die dem Geschlecht und der Landgrafschaft den Namen gegeben hat, liegt, heute nur mehr eine kümmerliche Ruine, unweit von Stockach. Nach dem Aussterben der Nellenburger erbten 1422 die Herren, jetzt

Grafen von Tengen deren Herrschaftsbesitz. Die Grafen von Tengen gerieten in finanzielle Turbulenzen, so dass Johann von Tengen sich gezwungen sah, den gesamten Besitz 1465 an Herzog Sigmund von Tirol zu verkaufen. An diesem Erwerb lässt sich ebenfalls das unaufhörliche Bestreben der Habsburger ablesen, eine Verbindung zwischen Breisgau und Baar, zwischen Oberrhein und Schwaben herzustellen. Fortan bildeten die Landgrafschaft Nellenburg und die Stadt Konstanz eine natürliche Brücke von den österreichischen Ländern Vorarlberg und Tirol zu den Vorderen Landen im engeren Sinne, den Herrschaften am Oberrhein. Aber es gelang weder ein Zusammenschluss zu einem größeren zusammenhängenden Territorium noch die Ausbildung der vollen Landeshoheit. Das Wappen der Landgrafen von Nellenburg zeigt in Gold drei übereinander angeordnete blaue Hirschstangen.

Triberg

Triberg gehörte zu den ärmsten Gegenden des Hochschwarzwaldes. Als Herrschaft wurde sie um 1200 selbständig unter einem Adelsgeschlecht, das sich nach seiner Burg Triberg nannte und in deren Schutz im 13. Jahrhundert das gleichnamige Städtchen erbaute. Nach dem Aussterben der Herren von Triberg wurde die Herrschaft 1325 als Reichslehen den Grafen von Hohenberg überlassen. Diese verkauften sie 1355 an Herzog Albrecht von Österreich, der damit die habsburgische Position im mittleren Schwarzwald stärken wollte. Das Wappen von Triberg taucht in den Wappensuiten der Habsburger höchst selten auf. Der Innsbrucker Wappenturm präsentiert es wie folgt: In Silber ein schwarzer Dreiberg, aus dem zwei zu einander gekehrte Hiefhörner (Jagdhörner) wachsen.

Gut ein Drittel der Wappen repräsentiert das burgundische Erbe Maximilians, mit dem die Hausmacht Habsburgs eine europäische Dimension annahm. Der vorländische Streubesitz, der hoheitlich recht unterschiedlich verdichtet war, ging, sieht man von Vorarlberg ab, in der Schweiz, in Frankreich und in deutschen Teilstaaten wie Württemberg, Baden und Bayern auf. Von den kompakteren und macht- wie wirtschaftspolitisch wesentlich interessanteren burgundischen Landen profitierten wiederum Frankreich, vor allem die Niederlande und letztlich das sich aus ihnen lösende Belgien. Da Burgund viel stärker noch als die Vorlande oder Vorderösterreich, das vom 15. Jahrhundert bis 1665 über Personalunion der in Innsbruck residierenden Landesfürsten mit Tirol verbunden war und administrativ direkt und indirekt bis 1752 an der Nabelschnur der Innsbrucker Zentralbehörden hing, dem österreichischen Wissenshorizont entschunden ist, soll seine Entwicklung kurz geschildert werden.

Das Stammesherzogtum Burgund und das spätere Königreich Burgund lassen wir zur Seite und wenden uns dem spätmittelalterlichen Neuburgund zu. Einem jüngeren Sohn aus dem französischen Königshaus der Valois, Philipp dem Kühnen, wurde 1363 das frühere Herzogtum Burgund übertragen und damit eine burgundische Nebenlinie der Valois begründet. Durch Heirat brachte Philipp die reiche Grafschaft Flandern an sich, mit der das Artois und die Freigrafschaft Burgund verbunden waren. Seinem Enkel Philipp dem Guten gelang es, die gewonnene Stellung massiv auszubauen. 1429 kaufte er die Grafschaft Namur, im Jahr darauf brachte er die Herzogtümer Brabant und Limburg, die schon des längeren im Familienbesitz gewesen und von einer Nebenlinie regiert worden waren, unmittelbar an sich. Die Herzogin Jakobäa von Bayern überzog er so lang mit Krieg, bis sie ihm ihre Erbländer Hennegau, Holland und Seeland überließ und 1436 abdankte. 1451 entzog Philipp der Gute das Herzogtum Luxemburg seinem angestammten Herrscherhaus, die Bistümer Lüttich, Utrecht und Cambrai unterwarf er seiner Schutzherrschaft. Innerhalb weniger Jahrzehnte war hier eine Großmacht erwachsen. Diese übersteigerte expansive Politik, die auf ein eigenes Königreich abzielte und davon träumte, dass sich dieses in einem Zug von der Scheldemündung bis an das Mittelmeer erstreckte, musste scheitern und führte mitten in die Katastrophe. Philipps Sohn, Karl der Kühne, überspannte den Bogen. Zu den seinen Gegnern gesellte sich Frankreich, das schon des längeren das Anwachsen des burgundischen „Zwischenreichs“ beargwöhnte. Ein fehlendes Mosaiksteinchen im niederländischen Herrschaftskomplex, das Herzogtum Geldern, konnte Karl durch Pfandnahme noch hinzufügen. Die Absicht, eine Brücke von seinen niederländisch-luxemburgischen Besitzungen zum Stammland seines Hauses, dem Herzogtum Burgund, sowie zur Freigrafschaft Burgund zu schlagen, wozu er das Elsass sowie das Herzogtum Lothringen benötigte, konnte der Burgunderherzog nicht verwirklichen. Das Elsass bekam Karl noch in die Hand, denn Herzog Sigmund musste ihm notgedrungen das Oberelsass und die angrenzenden rechtsrheinischen Besitzungen der Habsburger überlassen. Aber ein Aufstand fegte dort 1474 die burgundische Herrschaft hinweg. Eine Kompensation gelang ihm noch, 1475 eroberte er das Herzogtum Lothringen. Aber unter den Reichständen, vor allem in den Eidgenossen, die mit Frankreich paktierten, erwachsen ihm Gegner, die ihm immer härter zusetzten. Die verbündeten Truppen aus Eidgenossen, Herzog Sigmunds von Tirol, der elsässischen Niederen Vereinigung und des Herzogs von Lothringen brachten ihm im Jänner 1477 bei Nancy die entscheidende Niederlage bei. Karl fand in der Schlacht den Tod.

Kaiser Friedrich III. hatte zu diesem Zeitpunkt für sein

Haus Habsburg vorgesorgt. Gegen Konzessionen, die Friedrich als Reichsoberhaupt Karl dem Kühnen gegenüber machte, vereinbarten die beiden, dass Friedrichs Sohn Maximilian Karls Erbtochter Maria heiraten sollte. Damit sicherte Friedrich seinem Sohn die Nachfolge Karls des Kühnen. Noch in dessen Todesjahr (1477) wurde geheiratet, und im Jahr darauf belehnte Friedrich in seiner Funktion als Kaiser und König des Reichs seinen Sohn und seine Schwiegertochter mit dem burgundischen Länderkomplex. Damit war es aber nicht getan und Maximilian hatte alle Mühe, das burgundische Erbe an sich zu bringen. In den Niederlanden erhob sich eine starke Widerstandsbewegung, die die monarchische Gewalt der Autorität der Generalstände unterworfen sehen wollte. Dieser ständische Partikularismus fand im König von Frankreich einen mächtigen Verbündeten, der den Habsburgern die burgundische Hinterlassenschaft streitig machte. In mühevollen und wechselhaften Kämpfen konnte sich Maximilian, dessen Position im Burgund durch den frühen Tod Marias (1482) erschwert wurde, des doppelten Gegners erwehren. In einem Friedensschluss 1493 einigte man sich: Maximilian behauptete die gesamten niederländischen Territorien samt Flandern und einem Großteil der Grafschaft Artois sowie das Herzogtum Luxemburg und die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté). Das französische Herzogtum Burgund (die Bourgogne), ein Teil von Artois und die Picardie fielen an den König von Frankreich. Damit war dieser Streit beigelegt, aber auf Grund der nahen Nachbarschaft schwelte der politisch-dynastische Konflikt weiter, der in einer globalen Auseinandersetzung zwischen dem Haus Österreich und dem Königreich Frankreich münden sollte. Die burgundisch-niederländischen Besitzungen fielen an die spanische Linie der Habsburger, die bald herbe Verluste hinnehmen musste. Im Aufstand der Spanischen Niederlande, in dem es um Wahrung von autonomen Rechten und um die Konfession ging, schlossen sich die südlichen, katholischen Provinzen (das spätere Belgien) mit dem habsburgischen Spanien 1579 die Union von Arras gegen die nördlichen Calvinisten in den Generalstaaten (den heutigen Niederlanden), die 1581 ihre ihnen nicht mehr zu nehmende Unabhängigkeit erklärten. 1678 mussten die spanischen Habsburger die Franche-Comté, die Freigrafschaft Burgund, an Frankreich abtreten. Nach dem Aussterben der spanischen Habsburger entbrannte der Spanische Erbfolgekrieg, zu dessen Hauptprotagonisten Frankreich und Österreich zählten. 1714 wurden die österreichischen Habsburger mit den spanischen Niederlanden samt Luxemburg abgefunden. Die napoleonischen Kriege wirbelten alles durcheinander. Auf dem Wiener Kongress 1814/15 beschlossen die europäischen Großmächte, um dem erstarkenden Frankreich eine Mittelmacht gegenüberzustellen, die österreichischen und die unab-

hängigen Niederlande zum „Königreich der Vereinigten Niederlande“ zusammenzulegen. Zugleich wurde Luxemburg zum Großherzogtum erhoben, das in Personalunion vom niederländischen König regiert wurde. 1830 sagte sich der Süden von den Niederlanden los und proklamierte seine Unabhängigkeit. Im Jahr darauf wurde der neue Staat Belgien, der auch Westluxemburg und Limburg umfasste, von den europäischen Großmächten anerkannt.

Da wir die wechselhafte Geschichte Burgunds soeben kurz erzählt haben, werden wir jetzt vom chronologischen Schema abweichen und geographisch vorgehen, um die burgundischen Wappen vorzustellen.

Burgund

In der österreichischen Heraldik unterschied man zwischen Alt-Burgund und Neu-Burgund, wobei vor allem das Wappen Alt-Burgunds bevorzugt verwendet wurde. Letzteres zeigt einen fünfmal von Gold und Blau schrägrechts geteilten Schild, der rot bordiert (umrandet) war. (Auf dem Innsbrucker Wappenturm ist der Wappenrand in Silber gehalten). Das Wappen von Neu-Burgund ist blau und mit goldenen Lilien übersät, der Schildrand ist rot-silbern gestückt. Die Darstellung am Innsbrucker Wappenturm weicht hier stark ab: Der Schild ist in Silber und mit Schindeln übersät und zeigt einen goldenen Löwen. Hier dürfte man auf das Wappen der zu Beginn des 14. Jahrhunderts ausgestorbenen Pfalzgrafen von Burgund zurückgegriffen haben. Die Lilie, ein stark stilisiertes und eigentümliches Ornament, bestehend aus drei von einem Band zusammengehaltenen Blättern, war besonders in Frankreich ein beliebtes und verbreitetes Wappenmotiv. Das lilienbesäte Wappen Neu-Burgunds, das an Frankreich erinnerte, haben die Habsburger selten geführt.

Salins

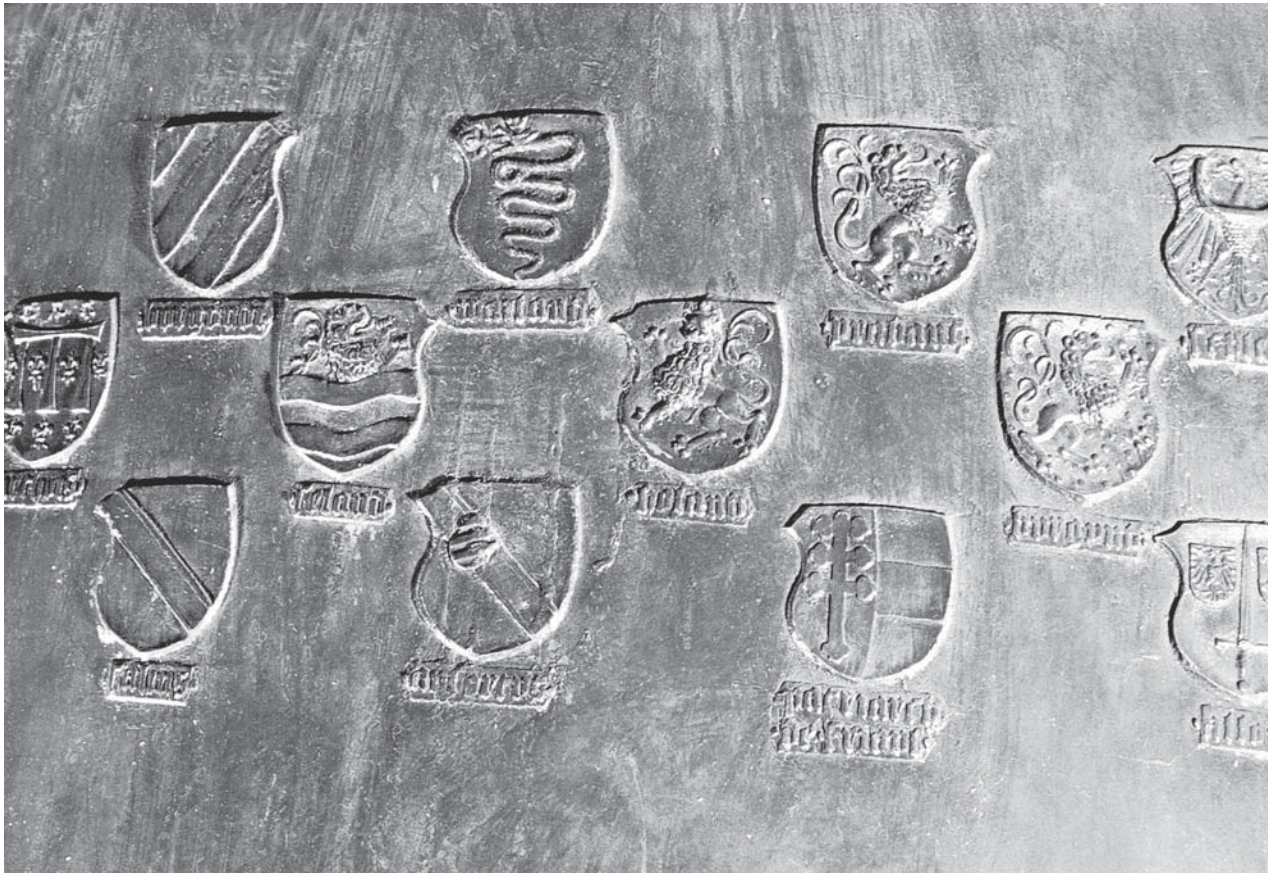
Das Wappen der Stadt Salins bzw. der älteren Grafen von Burgund und Salins zeigt in Rot einen goldenen Schrägbalken. Die Stadt lag in der Freigrafschaft Burgund ein und gehört heute zum französischen Departement Jura.

Luxemburg

Das luxemburgische Wappen lässt sich seit etwa 1200 nachweisen. Es zeigt in einem neunmal von Silber und Blau geteilten Schild einen roten, goldbewehrten und -gekrönten Löwen. Dieses Wappen ist heute noch Staatswappen des Großherzogtums Luxemburg.

Flandern

Das Wappen zeigt in Gold einen schwarzen goldgekrönten Löwen. Flandern fiel 1556 an die spanische Linie der Habsburger. Der Norden ging 1648 als Teil der Provinz



	<i>Alt-Burgund</i>	<i>Mailand</i>		<i>Brabant</i>		<i>Schlesien</i>
<i>Artois</i>		<i>Seeland</i>		<i>Holland</i>		<i>Burgund</i>
	<i>Salins</i>		<i>Auxerre</i>		<i>Friaul</i>	<i>Alost</i>

Seeland an die Generalstaaten verloren, die südlichen Grenzgebiete 1659 bis 1679 an Frankreich. Der Hauptteil wurde 1714 österreichisch und blieb es bis 1797.

Alst

Das Wappen der Grafschaft Aalst (frz. Alost) in Ostflandern, die als Reichslehen galt (daher „Reichsflandern“), zeigt gemäß der Darstellung auf dem Innsbrucker Wappenturm im silbernen Schild ein Schwert, das oben rechts von einem Wappenschild mit Adler, links von einem Wappenschild mit Löwen begleitet wird..

Artois

Das Wappen der Grafschaft Artois war ein blauer, mit Lilien besäter Schild, oben schwebend ein dreilätziger Turnierkragen. In Frankreich war der Turnierkragen als Beizeichen besonders beliebt, er fand sich gewöhnlich in den Wappen jüngerer Söhne zur Unterscheidung ihres Wappens von dem ihres Vaters oder älteren Bruders. Einen Teil dieser Grafschaft mussten die spanischen Habsburger 1659, den Rest 1678 an Frankreich abtreten.

Boulogne

Das Wappen von Boulogne ist laut Darstellung des Innsbrucker Wappenturms in Silber drei rote Kugel zwei zu eins. Die Grafschaft Boulogne (Boulonnais) wurde 1414/35 burgundisch und fiel 1477 an die französische Krone. Die Stadt Boulogne-sur-Mer liegt an der Mündung der Liane in den Ärmelkanal.

Charolais

Das Wappen der in Ostfrankreich gelegenen Grafschaft Charol(l)ais zeigt einen goldenen Löwen in Rot. 1684 kam diese Grafschaft, die ein französisches Lehen war und schon länger ein Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich war, an das französische Haus Condé, und war wieder mit Frankreich reuniert.

Brabant

Das Wappen des Herzogtums zeigt in Schwarz einen goldenen, rotbewehrten Löwen. Dieses Wappen wurde 1830 von Belgien als Staatswappen übernommen.

Mecheln

Das Wappen der Stadt ist ein sechsmal von Gold und Rot gespaltener Schild. Darauf in Gold ein Mittelschild mit schwarzem Adler. Die in dem Herzogtum Brabant einliegende Stadt Mecheln blieb ein selbständige politische Einheit.

Antwerpen

Das Wappen der Stadt ist von Gold und Rot geteilt. Oben ein schwarzer Doppeladler, unten drei silberne Türme, die durch Mauern zu einem dreieckigen, auf ein Spitze stehenden Befestigung verbunden ist. Die Stadt kam 1830 an Belgien.

Limburg

Das Wappen zeigt in Silber einen roten, goldgekrönten Löwen mit verschränktem Doppelschweif. Das Herzogtum Limburg wurde im Westfälischen Frieden zwischen den niederländischen Generalstaaten und den spanischen Habsburgern geteilt, von 1714 bis 1797 war es österreichisch. Die Provinz Limburg der Vereinigten Niederlande wurde 1839 in eine niederländische und belgische Provinz Limburg aufgeteilt.

Hennegau

Das Wappen des Hennegaus zeigt einen schwarzen Löwen in Gold. Die Grafschaft wurde in napoleonischer Zeit niederländisch und gehört sein 1830 als Provinz zu Belgien.

Namur

Das Wappen von Namur zeigt in Gold einen schwarzen rotbewehrten („flandrischen“) Löwen. Über dem Schild liegt ein roter Schrägrechtsbalken. (Im Wappen des Wapenturms fehlt dieser.) Die kleine Grafschaft Namur teilte das Schicksal der österreichischen Niederlande und fiel 1830 an das neue Königreich Belgien.

Holland

Der Wappen von Holland zeigt einen roten Löwen in Gold. Die heutigen niederländischen Provinzen Nord- und Südholland entsprechen ungefähr der alten Grafschaft Holland. Das Haus Österreich verlor diese Grafschaft 1581, die dann das Kernland der jüngeren staatlichen Entwicklung im niederländischen Raum bildete. Trotzdem führten alle habsburgischen Herrscher dieses Wappen bis Joseph II.

Seeland

Das Wappen der Grafschaft Seeland wurde von den Habsburgern seltener geführt. Sein Schild ist im Wellenschnitt geteilt. Oben in Gold ein wachsender roter („holländischer“) Löwe, unten fünfmal von Blau und Silber im Wellenschnitt geteilt. Heute ist Seeland (Zeeland) die südwestlichste Provinz der Niederlande. Zusammen

mit Holland sagte sich Seeland 1581 von den spanischen Habsburgern los.

Friesland

Das Wappen zeigt im blauen mit grünen Schindeln belegten Schild zwei goldene Löwen übereinander. Habsburgisch war von Friesland nur das Gebiet westlich der Ems, das zusammen mit Holland 1581 verloren ging.

Geldern

Das Wappen von Geldern zeigt in Blau einen gekrönten goldenen Löwen. Das Herzogtum Geldern wurde 1543 den österreichischen Niederlanden zugeschlagen. Niedergeldern schloss sich 1579 den Generalstaaten an, Obergeldern blieb spanisch. 1713 fiel ein großer Teil des spanischen Geldern an Preußen.

Zutphen

Das Wappen von Zutphen zeigt in einem von Silber und Blau geteilten Schild oben einen roten Löwen, unten ein silbernes Kreuz. Seit 1591 zählte die kleine Grafschaft, von einigen französischen Zwischenspielen abgesehen, zu den Niederlanden.

Bisher wurden Wappen von Ländern und Gebieten vorgestellt, wo Maximilian, unter verschiedenen Rechtstiteln, vom Erzherzog abwärts bis zum einfachen Herrn, reale Macht als Landesfürst ausübte. **Nun sind die Anspruchswappen zu präsentieren.** Darunter sind jene Wappen von Fürsten zu verstehen, die damit den Anspruch auf Länder, Herrschaften und Städte zum Ausdruck bringen oder zumindest dynastische Beziehungen dokumentieren wollten, aus denen sich eventuell Erbsprüche ableiten ließen.

England

Unter die potentiellen Erbschaften Maximilians ist das Königreich England zu reihen, auch wenn solche Ansprüche weit hergeholt waren und nie und nimmer hätten durchgesetzt werden können. Die Urgroßmutter Maximilians, Philippine von Lancaster, die Gemahlin König Johanns von Portugal, ist dazu der Anlass. Im übrigen ist das Wappen Englands in sich schon ein schönes Beispiel für ein Anspruchswappen. Die englischen Könige führten bis zu Beginn des 19. Jahrhundert neben dem englischen Wappen (drei übereinander stehende Löwen) das von Frankreich mit seinen drei Lilien.

Portugal

Mit seinen Erbsprüchen näher dran war Maximilian bei Portugal, denn seine Mutter war Eleonore von Portugal. Als Wappen für Portugal figuriert auf der Glocke: In Silber fünf (1,3,1) blaue Schildchen, jedes mit fünf silbernen Ballen belegt, um den Schild eine rote Bordüre, belegt mit mehreren goldenen Türmen.

Spanien

Die Heirat des Thronerben Ferdinand von Aragon mit Isabella von Kastilien brachte 1479 die Vereinigung der beiden „katholischen“ Königreiche. Hier sollten sich in naher Zukunft die politischen Hoffnungen erfüllen. 1496 hatte Maximilians Sohn, Philipp der Schöne, Johanna von Kastilien-Aragon geehelicht. Ihr Sohn Karl, der spätere Kaiser Karl V., trat die Erbfolge in Kastilien 1506, in Aragon 1516 an. Für Spanien ist ein kombiniertes Wappen auf der Glocke appliziert und zu diesem Zweck ist der Schild quadriert. Im Feld eins und drei sind die Wappen der Königreiche Aragon (mehrfach von Rot und Gold gespalten) und Sizilien (schrägevierter Schild, oben und unten mehrfach von Rot und Gold gespalten, rechts und links ein schwarzer Adler) kombiniert, während in den Feldern zwei und drei, die quadriert sind, die Wappen der Königreiche Kastilien (in Rot ein goldener Zinnturm) und Leon (in Silber ein roter Löwe) jeweils zweimal zusammengestellt sind.

Lothringen

Um die erste Jahrtausendwende wurde das Herzogtum Lothringen in Ober-Lothringen (das Moselland) und Nieder-Lothringen (Niederrhein- und Maasgebiet) geteilt. Das Herzogtum Nieder-Lothringen zerfiel um 1100 in die Herzogtümer Brabant und Limburg, zudem hatte es gegen die aufkommenden Territorialgewalten (Köln, Lüttich, Geldern, Kleve, Hennegau, Namur, Lüttich) keine Chance und versank in der Bedeutungslosigkeit. Etwas besser erging es Ober-Lothringen, an dem Titel und Name, Herzogtum Lothringen, haften blieben. Auch sein Besitzstand wurde durch die aufstrebenden Territorialgewalten (Bar, Vaudémont, Luxemburg, Saarbrücken, Saarwerden, Bistümer Metz, Toul und Verdun) geschmälert. Nach vier Jahrhunderten starb das Haus Lothringen im Mannesstamm aus, durch Heirat mit der Erbtochter fiel das Herzogtum Lothringen an René I. aus dem Haus Anjou. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, konnte zwar das Nachbarterritorium erobern und in Nancy einziehen, aber nicht halten. Im Kampf um Lothringen verlor der ambitionierte Burgunderherzog 1477 Schlacht und Leben. Mit der Besetzung der Bistümer Metz, Toul und Verdun 1552 durch Frankreich verstärkte sich der seit dem 14. Jahrhundert dominierende französische Einfluss auf Lothringen. Franz Stephan, der Gemahl Maria Theresias und spätere Kaiser, musste 1736/37 sein Herzogtum Lothringen, womit ein polnischer Exilkönig abgefunden wurde, gegen die Toskana eintauschen. Nach dem Tod des Polen, der der Schwiegervater Ludwigs XV. war, fiel Lothringen 1766 vertragsgemäß an Frankreich. Dass Maximilian den Titel und das Wappen eines Herzogs von Lothringen führte, dürfte mit dem lothringischen Abenteuer zusammenhängen, das seinem burgundischen Schwiegervater das

Leben kostete. Das Wappen Lothringens zeigt in Gold einen roten Schrägrechtsbalken, der mit drei silbernen, gestümmelten Adlern belegt ist. Die unter Lothringen laufenden Wappen des Wappenturms und der Glocke stellen den österreichischen Bindenschild dar.

Mailand

Das Mailänder oder lombardische Wappen zeigt in Silber eine blaue gekrönte Natter, die mit geöffneten Rachen ein Kind verschlingt. Dieses Wappen geht auf die Visconti zurück, die Stadtherren von Mailand, die 1395 den Herzogstitel verliehen bekommen hatten. Die um die Mitte des 15. Jahrhunderts ihnen als Herrscher nachfolgenden Sforza haben es übernommen. Aufgrund seiner Verwandtschaft erhob König Karl VIII. von Frankreich Anspruch auf das Herzogtum Mailand, eroberte es 1499/1500 und setzte den regierenden Sforzaherzog gefangen. Diesen hatte Maximilian – als römisch-deutscher König formell Lehnherr über Mailand – wenige Jahre zuvor mit dem Herzogtum belehnt, nachdem er dessen Nichte Bianca Maria Sforza nebst einer staatlichen Mitgift als Ehefrau heimgeführt hatte.

Friaul

In Friaul bestand das spätantike Bistum Aquileia weiter, dessen Bischöfe im 6. Jahrhundert den Patriarchentitel annahmen. In Konkurrenz zu den Friauler Grafen und gefördert von den deutschen Königen gelang es den Patriarchen, eine auf geistliche Vorrechte, Burgen, Grundbesitz und durch den Erwerb der Grafschaft gestützte Herrschaft zu errichten. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde das lose Band zu Kärnten gekappt und den Patriarchen die Grafschaft Friaul verliehen. Auf dieser Grundlage eine Landesherrschaft aufzubauen, blieb den Patriarchen versagt, denn einerseits setzten ihnen die Grafen von Görz zu, andererseits gewannen die Städte zunehmend an Einfluss. Der „Patriarchenstaat“ zersetzte sich und ging 1419/20 im Krieg gegen Venedig unter. Damit waren die letzten reichsrechtlichen Bindungen gekappt.

Das Wappen von Friaul ist ein Konstrukt der maximilianischen Zeit, das jeglicher politischer Realität spottete, längst hatte sich die Republik Venedig entlang der tirolischen, kärntnerischen und krainischen Grenze positioniert. Nur mit seinen görzischen Besitzungen konnte sich Habsburg im Friaul behaupten.

Das Wappen, auf der Glocke dem Patriarchen von Friaul zugeschrieben, zeigt in gespaltenem Schild rechts in Schwarz ein silbernes Patriarchenkreuz, links den rot-weiß-roten Bindenschild. Maximilians fahriges Italienpolitik, die unter anderem darauf abzielte, die venezianische Terra ferma zu erobern, scheiterte auf der ganzen Linie. Bündnispartner sprangen ab und wechselten die Fronten, und wie so oft ging dem Kaiser finanziell die Luft aus. Wie mit Frankreich musste er sich mit Venedig

arrangieren. Die Ausbeute eines langjährigen Waffenganges war bescheiden. 1516 wurden Maximilian einige Gebiete an der alten Südgrenze Tirols zugesprochen, wovon einiges dem Hochstift Trient überlassen werden mussten. Mit Tirol vereint wurden nur Rovereto und das Gebiet Ampezzo (Haiden).

Böhmen und Ungarn

Im 15. Jahrhundert waren die Habsburger kurzfristig im Besitz der Königreiche Böhmen und Ungarn. Als Kaiser Sigmund, ein Luxemburger, 1437 starb, trat sein habsburgischer Schwiegersohn Erzherzog Albrecht V. (als deutscher König Albrecht II.) seine Nachfolge im Königreich Böhmen und im Königreich Ungarn an. Albrecht starb bereits zwei Jahre später, und sein nachgeborener Sohn Ladislaus „Postumus“ konnte sich nur mit Mühe in beiden Königreichen halten. Der im Jünglingsalter stehende Ladislaus starb 1457. In Böhmen wie in Ungarn kamen die aus den einheimischen Adelsfamilien stammenden Reichsverweser des Ladislaus zum Zug. In Böhmen wurde Matthias Corvinus, in Ungarn Georg Podiegrad zum König gewählt. Habsburgs Erbhoffnungen sollten sich erfüllen, wenn auch später. Die Ehe von Maximilians Enkel Erzherzog Ferdinand (später Kaiser Ferdinand I.) mit Anna von Ungarn und Böhmen brachte 1526 die böhmische und ungarische Erbmasse an die Habsburger. Ähnlich wie beim österreichischen unterschied man auch in Ungarn ein Wappen „Alt-Ungarn“ von dem Wappen „Neu-Ungarn“. Maximilian führte ausschließlich das Wappen Alt-Ungarns, das siebenmal von Rot und Silber geteilt ist. Das ältere Wappen von Böhmen zeigte in Silber einen schwarzen, rotgeflamten Adler. Das Wappen Altböhmens wurde 1339 dem Hochstift Trient verliehen. Das neuere Wappen Böhmens, das bereits im 14. Jahrhundert das ältere verdrängt hatte, hat in Rot einen silbernen, rotbewehrten und gekrönten Löwen mit Doppelschweif. Dass das Wappen des Herzogtums Schlesien mit seinem Adler die Glocke ziert, dürfte damit zusammenhängen, dass Schlesien seit dem 14. Jahrhundert unter der Lehenhoheit Böhmens stand. Ähnliches gilt für die Wappen von Kroatien (mehrfach von Silber und Rot geschachter Schild) und Bosnien (Arm mit Schwert). Die Könige von Ungarn waren in Personalunion Könige von Kroatien. Über Bosnien, das im 15. Jahrhundert in ein königliches Territorium und drei Landesherrschaften zerfallen war, beanspruchten die ungarischen Könige die Oberhoheit. Seit 1463 stand es unter der Herrschaft der Türken. Nur im Westen und Osten konnten die Ungarn Gebietsstreifen befreien und bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts vor dem osmanischen Zugriff bewahren. Ansprüche auf Dalmatien (das Wappen zeigt drei gekrönte Löwenköpfe) stellten die ungarisch-kroatischen Könige ebenfalls. Aber hier setzte sich als Sieger die Republik Venedig durch.

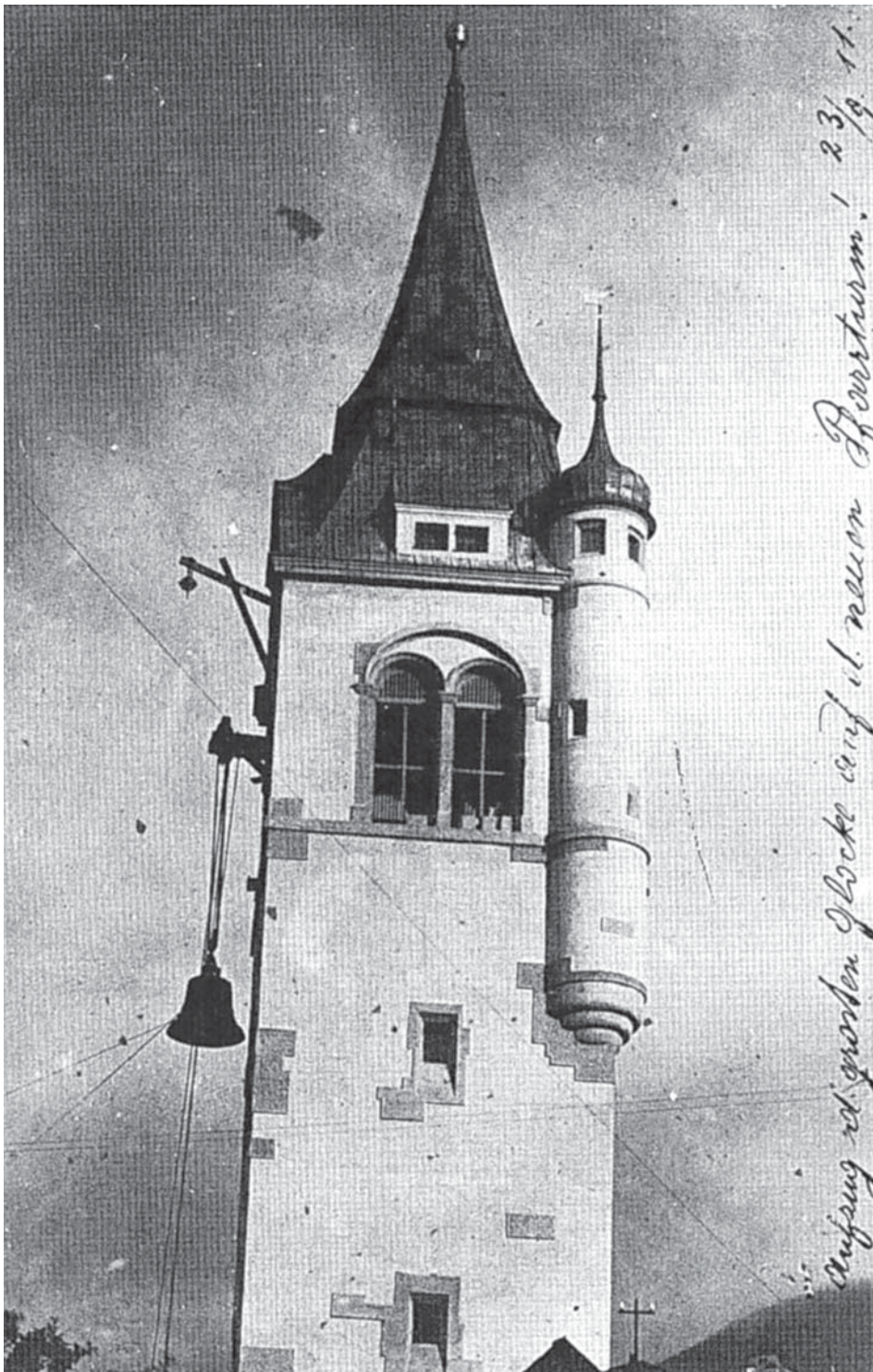
Die Maria Maximiliana, die wie keine Tiroler Glocke vor ihr und nach ihr im heraldischen Schmuck prangt, ist eine einzige in Erz gegossene Huldigung an den Herrscher und Tiroler Landesfürsten Maximilian, erwiesen von privaten Auftraggebern, die sich der fürstlichen Gunst versichern wollten. Konzeption und die zeichnerischen Vorlagen dürften auf Maximilians vielbeschäftigten Hofmaler Jörg Kölderer zurückgehen. Kölderer besaß das heraldische Wissen und konnte sich fehlende Informationen bei den wissenschaftlichen Beratern Maximilians beschaffen. Immerhin hatte er 1499 im Auftrag Maximilians den Innsbrucker Wappenturm mit über fünfzig Wappen geschmückt. Für die künstlerische Gestaltung des Wappenbuchs Maximilians aus dem Jahre 1507 zeichnete ebenfalls Kölderer verantwortlich. Und zwischen 1515 und 1518 schuf Kölderer für den Kaiser die Ehrenpforte, deren Mittelaufbau von je drei Wappenreihen mit über hundert Wappen flankiert war. Ungewisser ist, wer die Modelle für die hochwertigen und sehr plastischen Wappenreliefs geschnitzt hat. Der Künstler darf hier im Kreis der Innsbrucker Hofbildhauer – Nikolaus Turing, Christoph Geiger oder Sebald Bocksdorfer – vermutet werden. **Die Maria Maximiliana oder „Löfflerin“ ist ein heraldisches und plastisches Kunstwerk. Ihre Popularität verdankt sie ihrem Klang. Im Volksmund ist sie der „Schwarze Besen“, der Unwetter vertreiben hilft.**

Literaturhinweise:

Zu Peter Löffler und seinen Glocken: Johanna Gritsch: Die Glocken Peter Löfflers, in: Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 20/25 (1940/45), 55–78; Andreas Weissenböck und Josef Pfundner: Tönendes Erz. Die abendländische Glocke als Toninstrument und die historischen Glocken in Österreich. Graz-Köln 1961, 550; Siegenfeld: Adels- und Wappenbrief Kaiser Friedrichs III. für Peter Löffler, in: Monatsblatt „Adler“ 4 (1898), 343–345; Erwin Stockhammer: Die Ansitze in Innsbruck und seiner nächsten Umgebung aus der Zeit der Spätgotik und Frührenaissance (Schlern-Schriften 202), Innsbruck 1961. Zum Schwazer Kirchenbau: Erich Egg: Kunst in Schwaz. Schwaz 2000. Zur Heraldik: Franz Gall. Österreichische Wappenkunde. Handbuch der Wappenwissenschaft. 3. unveränderte Auflage, Wien-Köln-Weimar 1996; Harald Huber (Hrsg.): Wappen. Ein Spiegel von Geschichte und Politik, gesehen im Wappen eines vorderösterreichischen Regenten. Karlsruhe 1990; Peter Diem: Die Symbole Österreichs. Zeit und Geschichte in Zeichen. Wien 1995; Gert Oswald: Lexikon der Heraldik. Mannheim-Wien-Zürch 1985; Franz Heinz Hye: Das österreichische Staatswappen und seine Geschichte. Innsbruck-Wien 1995; Franz Heinz Hye: Die heraldischen Denkmale Maximilians I. in Tirol, in: Der Schlern 43 (1969), 56–77; Oswald Redlich: Der alte Wappenturm zu Innsbruck, Sonderdruck aus dem 26. Jahresbericht des Innsbrucker Verschönerungsvereines, Innsbruck 1907; Anna Coreth: Ein Wappenbuch Kaiser Maximilians I., in: Festschrift Leo Santifaller (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsband II/1), Wien 1949, 291–303; Zur Territorialgeschichte: Georg Wilhelm Sante (Hrsg.): Reich und Länder. Geschichte der deutschen Territorien, 1. Band (Territorien-Plötz), Darmstadt 1978 (Nachdruck); Friedrich

Uhlhorn und Walter Schlesinger: Die deutschen Territorien (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, dtv-Ausgabe, Band 13), München 1979 (3. Auflage); Gerhard Köbler: Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 1988 (zweite Auflage); Friedrich Metz (Hrsg.): Vor-

derösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde. Freiburg i. B. 1977 (3. Auflage); Württembergisches Landesmuseum Stuttgart: Katalog zur Ausstellung Vorderösterreich nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten. Stuttgart 1999; Handbuch der Bündner Geschichte, Band 1 (Frühzeit bis Mittelalter). Chur 2000.



Aufziehen der Löfflerglocke in den Glockenturm am 23. 9. 1911

(Foto: Stadtbuch)

Hans Sachs – Gründer der Schwazer Meistersinger?



Hans Sachs, Kupferstich, 1545

Hans Sachs war fast auf den Tag genau ein Jahr jünger als Paracelsus (= Philippus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, geb. 1493 in Einsiedeln/Schweiz, um 1515 in Schwaz, gest. 1541 in Salzburg. Schwaz kann sich rühmen, im Leben dieses großen Arztes eine Station seiner Jugend- und Lernjahre gewesen zu sein).

Vor 500 Jahren, am 5. November 1494, erblickte er als Sohn eines Schneiders in Nürnberg das Licht der Welt. Kein Name aus jener Zeit ist auch dem literarisch nur mäßig Gebildeten so geläufig wie seiner. Richard Wagner hat dem Poeten in seinen „Meistersingern von Nürnberg“ ein musikalisches Denkmal von einzigartiger Schönheit gesetzt, auch wenn er in seiner Oper die Sachs-Biographie ein wenig retuschierte.

Denn Sachs war keineswegs der resignierende alte Mann, der auf die Liebe der jungen Eva Pogner zugunsten des Walther von Stolzing verzichtete. Vielmehr heiratete er nach dem Tod seiner ersten Frau als 67-jähriger ein zweitesmal. Dass er auch alle seine sieben Kinder überlebt hat, sei hier nur als tragische Marginalie vermerkt.

Die freie Reichsstadt Nürnberg war zu Sachsens Zeit ein kulturelles Zentrum ersten Ranges. Der Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer, der Kosmograph Martin Behaim, der Uhrenkonstrukteur Peter Henlein und der Erzgießer Peter Vischer – zwei seiner besten Statuen, nach Dürers Entwürfen gegossen, stehen in der Innsbrucker Hofkirche – waren Nürnberger Zeitgenossen des Hans Sachs.

Nach dem Besuch der Lateinschule und dem Erlernen des Schusterhandwerks machte sich der siebzehnjährige Geselle auf die damals übliche „Walz“. Sie führte ihn die Donau entlang ins heutige Innviertel. Braunau, Ried und Wels sind ebenso wie etwas später Salzburg bezeugte Stationen seiner Wanderschaft. In Wels begann sogar seine dichterische Laufbahn, hier schrieb er seine ersten Verse.

1513/14 kam der Schuhmachersgeselle über den Pinzgau nach Tirol, wo er sich mehrere Wochen, wenn nicht gar Monate, aufgehalten haben dürfte.

Vor allem in Schwaz ist die Erinnerung an ihn noch immer lebendig, nicht zuletzt deshalb, weil sich hier bis 1944 der einzige noch erhaltene Meistersingersaal im deutschen Sprachraum befand. Bei einem Luftangriff am 15. Dezember 1944 wurde dieses einmalige Kulturgut europäischen Ranges zerstört.

In seinem Schwanck „Die pewrin [Bäuerin] mit der dicken millich“ erwähnt Sachs ausdrücklich den Ort Schwaz, der damals zwar noch nicht Stadt, aber infolge des Silberbergbaus mit seinen 20.000 Knappen die zweitgrößte Siedlung in habsburgischen Landen nach Wien war:

„Als ich mein handwerck nach thet wandern
Von einem lande zu dem andern,
Kam ich gen Schwatz in das Inthal
Do im bergkwerg ein grose zahl
Ertzknappen arbeitn tag und nacht...“

Handwerksburschen wurden damals von ortsansässigen Meistern kurzfristig in Kost und Quartier genommen, hatten dafür zu arbeiten, konnten so aber auch ihre Ausbildung vervollständigen. Sachs dürfte von einem Schwazer Meister gemeinsam mit einem anderen Gesellen für etwa zwei Wochen "auf Stör" in ein Dorf geschickt worden sein. Dort hatte er dann auch das Erlebnis mit der Bäuerin, die nach ergiebigem Verzehr fetten Schweinefleisches ihren Durst mit saurer Milch stillte. Die Folgen solch kulinarischen Fehlverhaltens kann man sich unschwer vorstellen.

Auch Innsbruck erwähnt Hans Sachs in seinem Werk, und zwar in der „Unnützen Frau Sorge“:

„Weyl ich was ein waydman
Bei Maximilian
Am keyserlichen hof
In Inspruck und mit loff...“

Einige Forscher bezweifeln zwar, ob Sachs tatsächlich bei der kaiserlichen Jagd „mitgeloffen“ sei. Andererseits mussten wandernde Handwerksburschen oft auch berufsfremde Tätigkeiten ausüben, um sich über Wasser zu hal-

ten. Weshalb also sollte sich der Schuster nicht auch einmal als Jagdgehilfe verdingt haben?

„Da kam ich für ein loch
Tieff in eyn staines wandt ...“

heißt es weiter bei Hans Sachs. Ob es sich hier um eine Höhle in der Martinswand gehandelt hat oder um eine Klamm bei Zirl ist nicht mehr auszumachen. Dass aber die geographische Umgrenzung zwischen Innsbruck und Zirl liegen muss, ist dem "Kampfgespräch zwischen der Hoffart und der edlen Demut" zu entnehmen:



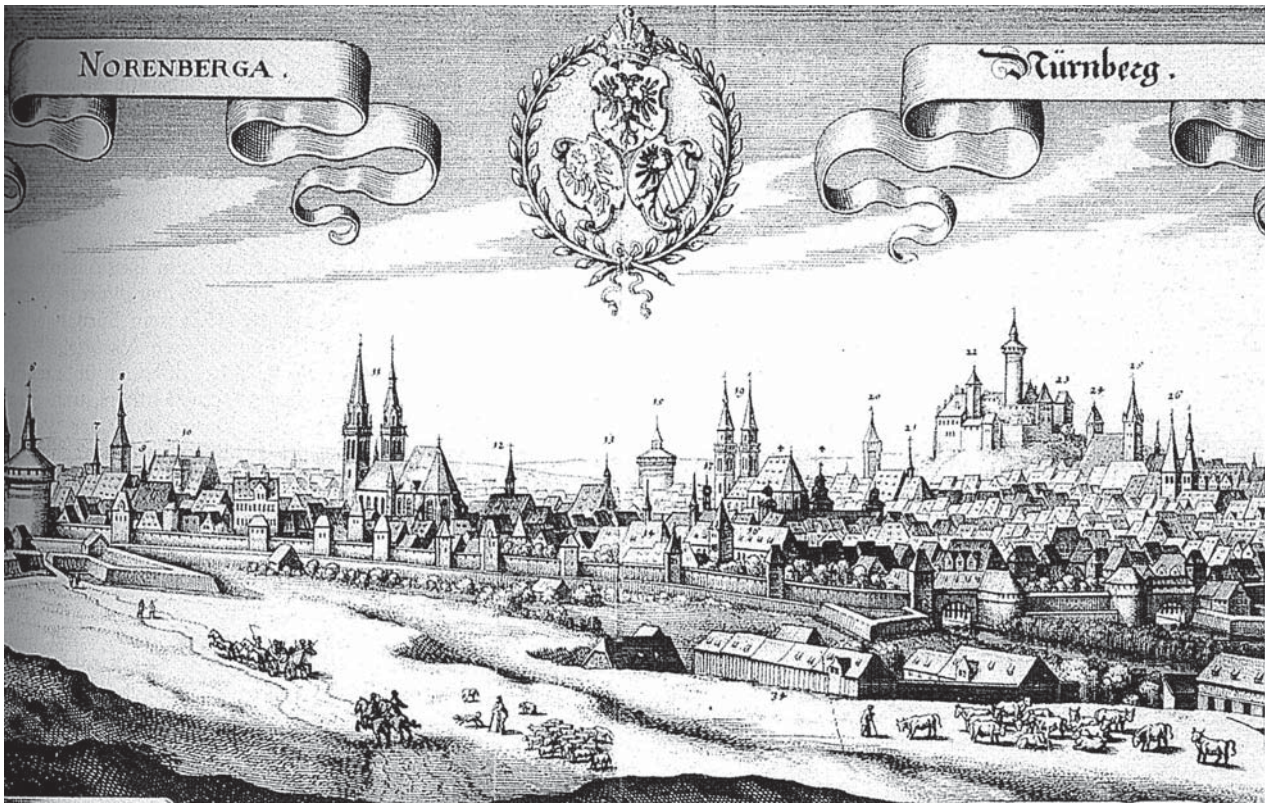
Teile der ehemaligen Fresken im Schwazer Meistersingersaal, geschaffen wahrscheinlich von Ulrich Funk aus Memmingen..



Der Saal wurde 1944 bei einem Luftangriff zerstört. Reste der Fresken im Museum „Kunst in Schwaz“ im Rabalderhaus.



Schwaz und Nürnberg, die berühmtesten Meistersingerstädte im Süddeutschen Raum, Mitte 17. Jh. Beide Stiche von Merian.



„In meiner wanderschafft ich zoch
 Bey Schwaz für ein gebirge hoch,
 Der Zirelberg mit nam genendt.
 Auf dem hätten in staines wend
 Ihr wonung stainböck und die gemsen ...“

Nun beträgt allerdings die Entfernung zwischen Schwaz und dem Zirler Berg an die vierzig Kilometer. Andererseits muss man bedenken, dass Sachs besagte Tenzone Jahre später in Nürnberg niedergeschrieben hat und einem so weitgereisten Mann wie ihm schon der eine oder andere Erinnerungsfehler beim Abschätzen von Entfernungen unterlaufen sein konnte. Der heute so gut wie vergessene Dichter Rudolf Baumbach (1840 – 1905) hat jedenfalls ein eigenes Epos, „Kaiser Max und seine Jäger“, geschrieben, in welchem er die Sage von Maximilians Abenteuer in der Martinswand mit der Person des späteren Meistersingers verquicte.

Der genaue Zeitraum, in welchem sich Hans Sachs in Tirol aufhielt, ist nicht mehr eruierbar. Wir wissen nur, dass er am Ostermontag des Jahres 1515 in der Peterskirche zu München zum Meistersinger gekrönt wurde, nachdem er 1514 seinen ersten „Bar“ (= Meistersong) zu Ehren des dreifaltigen Gottes gedichtet und vertont hatte. 25jährig heiratete er dann in Nürnberg Kunigunde Kreuzer, eine wohlhabende Bürgerstochter, und wurde in seiner Geburtsstadt sesshaft.

Neben seiner Schuhmachertätigkeit führte er dort die Meistersinger zu höchster Blüte und schuf ein riesiges literarisches Werk. Es umfasst weit über 6000 Einzelwerke. Neben zahllosen Meistersängen, 1700 Fabeln, Schwänken und Sprüchen und 128 Dramen sind es vor allem die 85 Fasnachtsspiele, die heute noch manche Laienbühne erfolgreich auf die Bretter bringt – man denke nur an so bekannte Stücke wie „Das Narrenschneiden“ oder „Der fahrende Schüler im Paradies“. Sie begründeten den Ruhm des Poeten bis heute – ein Unikum im deutschen Sprachraum, in dem heitere Literatur sonst grundsätzlich als zweitrangig abgetan wird.

Ob Hans Sachs in späteren Jahren noch einmal oder gar mehrmals nach Schwaz gekommen ist, ob er 1532 die Gründung der Schwazer Meistersinger – Innsbruck genehmigte sie allerdings erst vier Jahre später – vorgenommen hat, ist zwar nicht völlig von der Hand zu weisen, dürfte aber doch eher lokalpatriotischem Wunsdenken entsprechen. Immerhin aber war die Schwazer Singschule die erste im Raum des heutigen Österreich.

Der durch Bomben zerstörte Meistersingersaal im Schwazer Pflegehaus enthielt wertvolle Renaissancefresken, die zu Versen von Hans Sachs wahrscheinlich von Ulrich Funk gemalt wurden.

Die Verse handelten in je 200 Zeilen von der „Historia der neun getrewen [getreuen] hayden“ und der „Historia der neun getrewen haydnischen frawen“ sowie der

„Erenpord der zwölf sighthaffen helden des alten testaments“. Sachs hatte das Werk 1531 geschrieben, auf Flugblättern erreichte es eine ungeheure Verbreitung; selbst Goethe war es, 250 Jahre später, noch bekannt.

Spärliche Reste der einstmals 30 Halbfiguren in Rüstungen und prunkvollen Kostümen der damaligen Mode wurden samt Textfragmenten aus den Trümmern geborgen und sind heute noch im Museum „Kunst in Schwaz“ im Rabalderhaus zu bewundern.

Hans Sachs selbst ist am 19. Jänner 1576 in Nürnberg verstorben, lebenssatt und voll der Hoffnung auf das jenseitige „Paradies“. Im Totenbuch ist neben dem amtlichen Vermerk noch der Spruch zu lesen:

„Gestorben ist Hans Sachs, der alte teutsche Poet, Gott verleihe ihm und uns eine fröhliche Urstet“ (Auferstehung).

Verfasst von P. Thomas Naupp in Anlehnung an Helmut Schinagl, Ein Meistersinger in der Silberstadt. Zum 500. Geburtstag des Nürnberger Poeten Hans Sachs, in: Tirol ... immer einen Urlaub wert, Nr. 44, Sommer 1994, S. 43 – 56.



Hans Sachs, gestochen von Jost Amman, im Todesjahr des Meistersingers (1576).

Vom Schulwesen im alten Schwaz (Erster Teil)

von P. Thomas Naupp, Stiftsarchivar

Die mittelalterliche Lateinschule auf St. Georgenberg

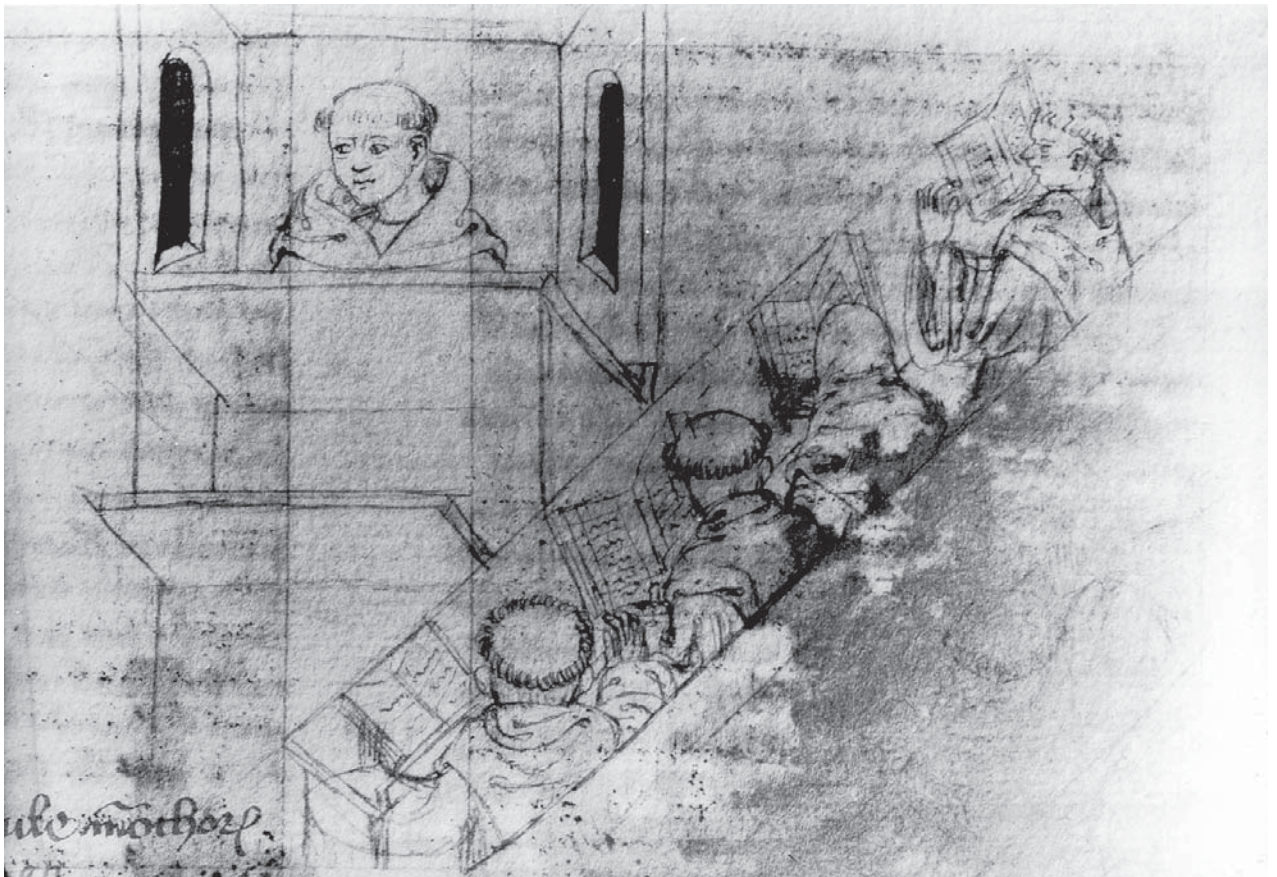
Wer für seine Söhne im Mittelalter an Bildung dachte, gab sie in eine Klosterschule oder in eine vorwiegend von Geistlichen geleitete Pfarrschule. In den Bischofstädten Brixen und Trient gab es berühmte Domschulen, bei den Prämonstratensern in Wilten, den Augustiner Chorherren in Neustift/Brixen und den Benediktinern auf St. Georgenberg jeweils Kloster- bzw. Lateinschulen. (Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts treffen wir auch in Schwaz eine Lateinschule an). – Der erste für St. Georgenberg urkundlich gesicherte Schulmeister heißt Bertold. Er scheint in der Zeugenreihe der Urkunde vom 21. Jänner 1273 als „scholasticus“ auf. In einer weiteren Urkunde vom 19. März 1312 wird ein „Gebhardus der Sinsler“ als „schuelmaister ze Gorigen“

unter anderen Zeugen genannt. Die Georgenberger Klosterschule dürfen wir im 13. Jahrhundert als gesichert ansehen.

In diese Klosterschulen wurden auch Knaben aufgenommen, die für den geistlichen Stand nicht in Betracht kamen; für sie dauerte der (vorbereitende) Unterricht nur ein Jahr. Wer jedoch nach der Schulzeit in den betreffenden Orden eintreten wollte, musste um sechs Jahre länger die Schulbank drücken. Für einen Novizen war damals ein Mindestalter von 15 Jahren vorgeschrieben.

Schreibutensilien und Lernstoff

Man begann mit dem Auswendiglernen der notwendigsten Gebete und dann des ganzen Psalters. Dazu kamen Schreib- und Leseübungen. Der Schreibstoff, Tinte und Pergament, wurde in den Klöstern selber hergestellt. Die



Die Georgenberger Lateinschule, Stiftsbibliothek Fiecht, Codex 131, um 1400.



Das Pflegehaus und Landgericht vor dem Bombentreffer 1944.

Schreibfedern lieferte der Geflügelhof, wenn man nicht lieber schmale Stäbchen gebrauchte, was für die damals übliche Buchschrift besser passte. Zur Urkundenschrift aber musste man sich der Gänsefedern bedienen.

Natürlich folgten sehr bald die Anfangsgründe in Latein und Rechnen und besonders Gesang. Die Oblatenknaben (das waren die Buben, die von ihren Eltern mitunter schon im Alter von fünf bis sechs Jahren zur Erziehung ins Kloster gegeben wurden; sie galten bereits mit 12 oder 13 Jahren als „Kleriker“) mussten ja mit den Priestern das ganze Offizium mitsingen, auch die miternächtliche Mette.

Für all diese Fächer und Gegenstände musste das Gedächtnis stark in Anspruch genommen werden. Schreiben und Lesen war in einer Klosterschule eine erste Notwendigkeit. Aber das Pergament war teuer; man schabte deshalb für Schulzwecke alte, schon beschriebene Blätter ab und so entstanden die Palimpseste. Zum Unterricht musste – wie schon erwähnt – das Gedächtnis erhalten. Als Beispiel diene hier stellvertretend für andere Fächer der Choral, für den es bei uns bis ins 14. Jahrhundert bloß die zeilenlosen Neumen gab. Diese Neumen zeigten nur die Art und Weise des Vortrags an, nicht die Tonhöhe. Diese wurde erst in dem von Guido d'Arezzo erdachten Vierliniensystem ausgedrückt. Guido d'Arezzo lebte schon im 11. Jahrhundert, seine Notenschrift konnte sich aber erst nach drei Jahrhunderten

durchsetzen. Solange man die zeilenlosen Neumen hatte, musste man die Melodie auswendig wissen. Es war nun Aufgabe des Cantors, auch Precentor genannt, das Officium (Chorgebet, Brevier) jeden Tag einzuüben. Knaben, die Fehler machten, wurden „mit Rutenstreichungen traktiert“, wie es in einer alten Neustifter Schulordnung heißt.

Mühsam war auch das Rechnen. Man bediente sich im 13. Jahrhundert noch der römischen Ziffern, erst ab dem 14. Jahrhundert haben wir die arabischen Ziffern. Es musste hauptsächlich das Kopfrechnen geübt werden. Ein Hilfsmittel war der Abakus, ein Rechenbrett mit verschiedenen Knöpfen. Man kann es vielleicht mit den Rechenmaschinen (Gestell mit verschiebbaren Kugeln) vergleichen, die in unseren Volksschulen noch im 20. Jahrhundert in Gebrauch waren.

Das war also der Stoff der ersten einleitenden Schulstufe; danach folgten die sechs Jahre des Triviums und Quadriviums, ein Lehrplan, der schon bei den Römern galt. Das Trivium umfasste Grammatik, Rhetorik und Dialektik.

Lehrmethoden – Lehrmittel – Unterrichtslokalitäten

Die Grammatik behandelte Latein, später sicher auch Griechisch, und die Lektüre umfasste sowohl die kirchlichen Autoren wie die der alten Klassiker.

Zum Trivium gehörte auch die Rhetorik. Das scheint so viel gewesen zu sein wie unser Aufsatzunterricht. Man lernte den Urkundenstil (heute: Geschäftsstil) mit seinen Formulierungen wie Titulatio, Arenga, Narratio, Pönformel, Anfangs- und Schlußprotokoll (Eschatokoll) usw.

Die Dialektik, das dritte Fach des Triviums, war eine Tochter der Scholastik. Sie behandelte nämlich die Logik, das logische Denken, das dann hauptsächlich im Argumentations-Kampf (Disputatio) gegen die Häretiker zum Einsatz kam.

Die Fiechter Klosterbibliothek besitzt noch einige handschriftliche Zeugnisse dialektischer und kontroverstheologischer Auseinandersetzungen.

Das Quadrivium behandelte Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Arithmetik war für die Berechnung des Kirchenkalenders und für die Datierung der Urkunden sehr wichtig. Man musste den Indictions-, den Sonnen- und Mondzyklus kennen, die sogenannte Goldene Zahl, die Sonntagsbuchstaben, die Epakten und die Claves terminorum. Jeder Priester musste imstande sein, sich den Jahreskalender selbst herzustellen, bis es endlich zu gedruckten Kalendern kam. Vielfach wurden diese Kalender oder Direktorien erst im 19. Jahrhundert gedruckt, wie in den Klöstern Marienberg, Neustift und St. Georgenberg-Fiecht.

Leonhard Müller (ab 1510 Administrator; von 1515 - 1525 Abt von St. Georgenberg) ging bald nach 1510 ans Werk, den Rest des seit dem zweiten Brand 1448 immer noch ruinösen Felsenklosters zu restaurieren. Im ältesten noch vorhandenen Äbtekatalog werden neben „Liberey“ [Bibliothek], „Conventstuben“, Refektorium, Heiltumkapelle auch die „Capellen zu Sandt Elisabeth bey der Schuel“ genannt. Daraus kann man ersehen, wie wichtig die Klosterschule war; man hat offenbar bereits vor seiner Amtszeit, also ziemlich bald nach dem Klosterbrand, einen Schulraum eingerichtet, damit der Unterricht nicht zu lange unterbrochen war.

Ein glücklicher Zufall hat uns eine handgeschriebene Lateingrammatik erhalten, die sicher lange als Lehrbuch eines Scholasticus (oder rector scholae) diente, da einzelne Blätter sehr abgegriffen sind. Wenn auch dieser kleinformatige Codex eine Abschrift des Schulmeisters Pardlmeus Fax aus dem Jahr 1542 ist, enthält er den klassischen Lehrstoff einer mittelalterlichen klösterlichen Lateinschule im Sinne der „septem artes liberales“. Neben der lateinischen Sprachlehre befinden sich in der Handschrift ein musiktheoretisches Traktat mit Notenbeispielen, das für die Tiroler Musikforschung nicht unerheblich ist.

Ordenseintritt nach dem Schulabschluss

Mit dem Quadrivium war der Unterricht abgeschlossen. Nun begann für die Priesteramtskandidaten das Noviziat und anschließend einige Jahre des theologischen Studiums. Wenn auch manchmal Eltern ihre Söhne zum Eintritt ins Kloster geradezu drängten (wie wir es eingangs bei der ganz frühen „Oblatenschule“ in Neustift gesehen haben), so hängte die Aufnahme ins einjährige Noviziat doch vom freien Willen des Kandidaten ab und von seiner Brauchbarkeit, Kriterien, auf die die Georgenberger Äbte rigoros beharrten.

Der Brief des Abtes Johannes III. Rösch vom 3. März 1591, den er an den damaligen Verwalter der Georgenbergischen Weingüter in Meran, Simon Juda Heyerling, richtet, spricht diesbezüglich eine deutliche Sprache. Darin erwähnt er dessen Sohn, Jacob Heyerling, der „nun bis in das 3. Jar in unserm Gottshaus in der Schul, mit essen, drinckhen, ligerstat etc. wie andere unserer Jungen, so den Orden antragen, unterhalten worden, fürnehmlich in diesen schwären, fast teuren Jaren ...“

Der Klostervorsteher, der den Buben des Weinkellerverwalters zunächst als für das Klosterleben für untauglich gehalten hatte, zitierte nun den Vater, der eine vorzeitige Aufnahme seines Buben in den Ordensstand erzwingen wollte, nach St. Georgenberg zu einer diesbezüglichen „Unterhandlung“.

Der Prälat hat dem Vater die Aufnahmebedingungen für

einen Klostereintritt in St. Georgenberg sehr klar dargelegt; daraus ist ein Vertrag entstanden, dem Heyerling dann offenbar zugestimmt hat, denn sein Sohn Jacob wurde schließlich ins Kloster aufgenommen und auch zum Priester geweiht.

Finanzierung der weltlichen Lehrer – Schüler im „Halbinternat“

In der Zeit nach 1500 hielten sich nicht selten auch Laien als Lehrer („ludimagister“) im Kloster auf; wie aus den klösterlichen Rechnungsbüchern hervorgeht, musste ein weltlicher Schulmeister bezahlt werden, und zwar von den einzelnen („externen“) Schülern. Solche Schüler werden in den Ausgabenbüchern (z. B. Neustift) als „iuvenes“ geführt. Darunter versteht man die größeren Schüler, Studenten des Triviums und Quadriviums, sozusagen Oberstufler, die zwar zum Kloster in Beziehung standen, aber eben nicht für den geistlichen Beruf sich entschieden haben (waren eben keine „Kleriker“; solche werden aber als „frates“ bezeichnet). Als „iuvenes“ galten auch frühere Sänger, die nun im Stimmbrechen waren und am Chor nicht mehr verwendet werden konnten; sie blieben studienhalber im Kloster, oder wohnten auch außerhalb des Stiftes und mussten sich das Schulgeld teilweise selbst beschaffen. Verdienstmöglichkeiten gab es für die externen und halbinternen Schüler innerhalb und außerhalb des Klosters, z. B. als Hilfslehrer, Präfekt, Organist, Kalkant, Mesner, als Handlanger bei Kirchenrenovierungen (vgl. Schwaz: Steinmetzhütte!) oder in der Landwirtschaft.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden Trivium und Quadrivium nicht mehr im Kloster gelehrt. Wie die Neustifter Chorherren ihre ausgeschiedenen Sängerknaben in die Jesuitenschule nach Innsbruck und Hall schickten, so scheinen es auch die alten Georgenberger Benediktiner zumindest bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (Gründung der Konviktschule in Fiecht) gehandhabt zu haben.

Im 16. Jahrhundert gewannen die deutschen Schulen immer mehr an Bedeutung, da sie mit ihrer Betonung auf Schreiben und Rechnen dem zunehmenden praktischen Bildungsbedürfnis näher lagen.

Die alte Schwazer Pfarrschule – eine Lateinschule

Das Schulwesen war in Schwaz schon im 15. Jahrhundert relativ gut entwickelt. Bereits 1477 wird die Schule zum ersten Mal genannt. Im ältesten Raitbuch der Liebfrauenkirche (mit Rechnungen von 1465 bis 1491) werden außer der Kirche noch andere wichtige Gebäude, wie die „Steinhütte“, das Siechenhaus und die Schule angeführt. Da wird z. B. im Jahr 1477 „ain tafel in di schuel“ verrechnet und 1480 wird der „schuelmaister“ erwähnt, der den Orgelmacher holen ging. (Übrigens der „Orgel-



Wahrscheinliche Situation in der Schwazer Lateinschule (Pfarrschule), Holzschnitt um 1520.

macher“, den der oben erwähnte Schulmeister 1480 abholte, war höchstwahrscheinlich jener Orgelbaumeister Wolfgang Reichnauer, um den sich König Maximilian im Jahr 1497 besonders angenommen hatte).

Steinhütte [= Steinmetzhütte} und Schulhaus, „alles bei und aneinander zu Swatz under der kirchen gelegen“, waren freies Eigentum der Liebfrauenkirche. Der Baumeister Michael Endlich verkaufte laut einer Urkunde (siehe gräfliches Enzenbergisches Archiv, Fasc. C. II.) beide Baulichkeiten am 6. April 1514 mit Bewilligung des Prälaten von St. Georgenberg um 500 Gulden an Veit Jakob Tänzl. Der genauen Grenzangabe nach standen die Steinhütte und das Schulhaus an der Stelle des dem Widum gegenüberliegenden Eckhauses des gräflichen Enzenbergischen Häuserkomplexes (Weinhaus Grafeneck). [Vgl. Karl Schadelbauer, Aus dem ältesten Raitbuch der Liebfrauenkirche, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Schwaz, 1. Heft, Schwaz 1937, S. 9f. Dagegen meint der Historiker im Priesterrock, Johann Kneringer, daß die in den Siebzigerjahren des 15. Jahrhunderts gegründete Lateinschule im heutigen Gerichtsgebäude untergebracht gewesen wäre, und erst um 1515 in den heutigen Pfarrhof übersiedelte; vgl. J. Kneringer, Gerichtsverhandlung zwischen dem Baumeisteramt Unser Liebfrauenkirche in Schwaz und Veit Tänzl wegen der Lateinschule anno 1513, in: Tiroler Heimatblätter 1929, S. 18-20).

Die Leitung der Schule hatte der Lateinische Schulmeister, dem ein „Junkmeister“ (Jungmeister) und später noch zwei Astanten (Assistenten, Chorgehilfen) als Hilfslehrer zur Seite standen.

als Chorregent, als Leiter des Kirchenchors seine Fähigkeiten unter Beweis stellen. Die mittellosen Studenten erhielten von der Kirchenverwaltung manche Unterstützung und arbeiteten, solange an der Pfarrkirche gebaut wurde (1502 - 1515 nachweisbar), als Handlanger mit und wurden als solche regelrecht entlohnt.

Einheimische und auswärtige Schulmeister

Als erster Lateinschulmeister wird in den Urkunden 1507 Matthias Weiß von Breslau genannt. Peter Treibenreiff (genannt Tritonius), ein bekannter Humanist und Verfasser von Werken für die stöckliche Druckerei in Schloß Sigmundslust (Vomp), ist 1519 bis 1524 in Schwaz, wahrscheinlich als Lateinschulmeister, tätig, wie er diesen Beruf auch in Hall, Brixen und Bozen ausübte. Aus den in der Frühzeit allerdings lückenhaften Aufzeichnungen lassen sich folgende Lateinschulmeister entnehmen: Christoph Lin (bis 1523), Balthasar von Salzburg (1523/1528), Anton Schmid (1528/1536), Jörg Gunhamer (1536/1543), Elias Hornung (1543/1553), Johann Strobl (1553/ 1560), Hans Mann (1566), Christof Moser (1566/71), Michael Peinstreich (1576/1579) und Thomas Hauser (1580/1594).

Lateinschulmeister, die auf der Suche nach einem neuen Dienstposten waren, wurden bei ihrer Durchreise in Schwaz unterstützt, so Hans Plimbl von Augsburg 1583, Paul Langhans von Konstanz 1584, Hans Lechner von Memmingen 1588, Mätthäus Mair von Weißenhorn 1590, Hans Pollinger von Landshut und Gregor Hugo

Die Schule diente der Ausbildung der Gewerke- und Bürgersöhne in der für die damaligen Wirtschaftsverhältnisse unentbehrlichen Juristensprache Latein. Die Schwazer Pfarrschule diente aber auch der Heranbildung von Geistlichen, Altardienern und Singknaben, da diese Latein als Kirchensprache beherrschen mussten. Eine Hauptaufgabe der Lateinschüler war es, beim Kirchengesang mitzuwirken. Die Schüler waren also Singknaben und der Schulmeister musste

von Eßlingen 1593, und viele andere, deren Herkunft unbekannt ist.

Die Ursache dieser Lehrerwanderung waren einerseits die unklaren religiösen Verhältnisse in Deutschland und andererseits der Usus, dass Schulmeister im allgemeinen nur auf ein bis zwei Jahre bestellt wurden.

Neben diesen Lateinschulmeistern, die recht wenig Hang zur Seßhaftigkeit zeigten, gab es in Schwaz schon früh auch deutsche Lehrer oder Schulhalter, z. B. Rampl (1527), Hans Rechtaier (1558) und Veit Zimmerman (1567).

Angeklagt wegen lutherischer Gesinnung

Zimmernan(n) stand allerdings im Verdacht lutherischer Gesinnung. Am 15. Februar 1567 nämlich werden Pfleger und Richter von Freundsberg zur Berichterstattung über den „Teutschen Schuelmaister“ Veit Zimmerman aufgefordert, der im „achten Haus von U. Frauen Kirche“ wohne, sich mit „Singung teutscher Psalmen“ abgebe und sich „sonst in der Religion ungebürlich halte“. Auf den (nicht bekannten) Bericht hin wurde am 27. Februar dem Pfarrer von Vomp befohlen, den Schulmeister bezüglich seiner Religion „von Articl zu Articl“ zu examinieren und darüber neuerdings zu berichten. Pfleger und Richter wurden neuerdings angewiesen dafür zu sorgen, dass der Schulmeister auch wirklich vor dem Pfarrer erscheine. (Vgl. K. Schadelbauer, a. a. O., Seite 7).

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war auch die Zeit der fahrenden Schüler (Scholaren oder Vaganten), von denen schon Hans Sachs manches Schelmenstück zu erzählen mußte. Von ihnen fanden viele in der Schwazer Lateinschule einige Zeit Aufnahme oder wenigstens ein Zehrgeld (Kostgeld, Verpflegung). N. B. Ausführlich über diese fahrenden Scholaren im zweiten Teil!

Schülerzahl und Stundenplan

Schwaz stand im 16. Jahrhundert bestimmt in der mittleren Reihe der Schulorte des Landes. 25 Schüler waren 1582 an der Latein- oder Pfarrschule eingetragen, 30 Schüler im Jahr 1602.

Dazu weiß P. Pax Leitner OFM Interessantes zu berichten (Provinzarchiv, Abschrift aus Codex 098):

Im Notariatsinstrument für die Übergabe des Baugrundes an die Franziskaner vom Jahre 1507 erscheint unter den Zeugen Mathias Weiss von Breslau, lateinischer Schulmeister zu Schwaz. Das Visitationsprotokoll von 1582 nennt uns den Thomas Hauser als damaligen Schullehrer von Schwaz mit der Bemerkung, dass er die Knaben in der Musik und im Latein unterrichtete:

Thomas Hauser ludirector scolares habet 25, qui domi aluntur, pauperes vero nonnisi 8 libras habet septimatim,

alias certi nihil habent, et pauperes sunt decem. Praelegit illis catechismum Canisii, Grammaticam Alveri Emanuelis; cum illis construit et declinat, deinde epistolas Ciceronis. Post meridiem fit exercitium in musicis ac Terentius legitui Catechismus legitur die Lunae, Mercurii et Feria sexta.

Schulmeister Hauser instruierte also 25 Pfarschüler, die zuhause verpflegt wurden; die ganz armen Buben – es sind nur zehn – erhielten für den Gesang beim Gottesdienst wöchentlich eine bescheidene Besoldung von 8 Pfund, die anderen bekamen aber gar nichts.

Der Unterricht umfasste am Vormittag das Studium des Katechismus (nach Petrus Canisius), der Lateingrammatik (Satzbau und Deklinationen) und das Lesen lateinischer Schriftsteller (z. B. Briefe des Cicero); am Nachmittag war stets der theoretische und praktische Musikunterricht, Lektüre des Terenz und dreimal in der Woche (Montag, Mittwoch und Freitag) Katechismusunterricht. E. Egg (Das kirchliche Musikleben im alten Schwaz, in: Tiroler Heimatblätter 1962, S. 41 – 50) präsentiert uns für das 17. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von Lateinschulmeistern. Es werden genannt: Matthäus Kleindienst (1597/1616), Georg Neuhauser (1622 – 1638; vorher 1617 – 1619 Musicus der Innsbrucker Hofkapelle), Thomas Hölzl (1639), Johann Georg Röpfl (1651/ 55), Johann Dullinger (1666/68) und Georg Dankl (1669 – 1685).

Subventionen zur Schulerhaltung – Zuverdienste für Lehrer und Schüler

Zum Beweis, dass die Schwazer ihre lateinische Pfarrschule nicht so schnell aufgeben wollten, dient die Tatsache, dass für dieselbe auf Ansuchen des Magistrates von den Jesuiten im Jahr 1607 „regulae docendi, discendi et vivendi“ verfasst worden sind; es ging also um eine Neuordnung der alten Lehrpläne, Unterricht bzw. Lernstoff und Unterbringung der Schüler).

Zur Einkleidung der armen Schüler spendete Magdalena Dreyling 1625 dreißig Gulden, der österreichische und Fuggerische Bergwerkshandel steuerten ab 1622 jährlich 23 Gulden Suppengeld bei, und das Berggericht lässt seit 1636 den Schülern jährlich fünf Gulden für die Begleitung der Priester bei den Versehgängen auszahlen. Der Handelsmann Georg Rahmer hatte schon 1604 zum Unterhalt der Lateinschule jährlich 60 Gulden gestiftet.

Aus der „Kirchprobst-Raittung“ des Jahres 1625 (erstellt vom Kirchprobst und Baumeister Christoph Riedmüller) geht hervor, dass das Salzmairamt in Hall jährlich 60 Gulden zu „besserer Unterhaltung der armen Schueler“ zahlte. Der Georgenberger Benediktiner und Lateinlehrer P. Beatus Deicher wurde als „driter Gsellpriester“ von Schwaz von den Gewerken besoldet (er war auch Kaplan im Knappenspital) und bekam noch 10 Gulden „fir

andere geistliche Verrichtungen.“ Die Franziskaner erhielten für ihre Predigten 24 Gulden. Auch der bereits oben erwähnte Abraham Segenhauser, Mesner und Schulmeister, hatte einen fixen Gehalt von 24 Gulden mit einigen Nebeneinnahmen; so bekam er für das Waschen der „Kürchen Leingwand“ 6 Gulden, für das „Grab Christi zu hüten zu österlicher Zeit“ 24 Kreuzer, für die Leitung des täglichen Hochamts 1 Gulden und für das Blasen der „Pussaun“ 18 Gulden.

Georg Neuhauser bekam gleich wie der Cantor Leonhart Zünteger und der Organist Johann Tartsch 104 Gulden; der Kirchprobst selbst bezog einen Jahressold von 120 Gulden.

Zur jährlichen Fronleichnamsprozession reichte der Schulmeister seinen Musikanten und Schülern eine derbe Morgensuppe um 1 Gulden und 12 Kreuzer, der gebräuchige Trunk kostete überdies 1 Gulden 30 Kreuzer. Die Schüler trugen nicht nur an Fronleichnam, sondern auch beim wöchentlichen „Corporis-Christi-Umgang“ die Taufkerzen, die Glaslaternen, die roten und weißen Fahnen, den „Hältum-Stuel“ und die „Tinzlstangen“ (Zunftstangen) und bekamen dafür nur ein paar Kreuzer; die zahlenmäßig mit drei angegebenen Spielleute dürften auch Studenten der Lateinschule gewesen sein; sie erhielten 54 Kreuzer; höher veranschlagt war der Posten des Kalkanten („Orgeltreter“) mit 7 Gulden.

Die Schüler halfen dem Schulmeister, der zugleich auch Mesner war, das Grab Christi „ein und aus der Kürchen zu tragen“; das brachte ihnen ein Trinkgeld von immerhin 24 Kreuzer ein. Pfarrschüler nahmen auch an den vielen jährlichen Kreuzgängen nach St. Georgenberg, St. Margarethen, Seefeld und Mariathal teil und zwei größere Schüler mussten um 18 Kreuzer die Weinreben im Frühmessergarten schneiden.

Für den Priester und die Schüler „Korröck zu fältln“ wurden beinahe 3 Gulden verrechnet. Als der Weihbischof von Brixen samt Begleitung zur Firmung kam, wurden beim Taurnhauser in zwei Tagen 20 Gulden verzehrt. Christina Ögglin, des Organisten Johann Vischer Witwe, erhielt 26 Gulden jährliche Provision. Die Frau des lateinischen Schulmeisters erhielt 2 Gulden 24 Kreuzer für „Spiellen und Wascherlohn“.

Mathäus Arnold zu Puech verkaufte im Jahr 1625 Schindeln, die zum Schulhaus gebracht werden mussten, das durch das Hochwasser stark gelitten hatte. Die Türen, Fensterrahmen und Stubenböden waren derart beschädigt worden, dass die Zimmerleute vom 2. April bis zum 24. Mai daran zu arbeiten hatten. Die Ausgaben „wegen Ausseiberung des Schuel- und Mesnerhauses“, die beide durch die Wasser des Lahnbaches „verlegt und verdörbt“ worden waren, nehmen in besagter Kirchprobst-Raittung von 1625 viele Seiten in Anspruch. Der Totengräber und

sein Sohn mussten um 20 Kreuzer die „Bschüdt bei des Früemessners Haustir“ wegräumen. Beim Aufräumen der drei Keller und des Schulmeistergarten halfen vom 7. April an über eine Woche 10 bis 24 Personen mit, darunter auch einige Pfarrschüler. Dann wurde der Kirchenplatz gesäubert. Die Ausbesserungsarbeiten zogen sich bis in den Herbst hinein. Die Fenster bei des „schuelmeisters ziemern“ scheinen vollständig in Scherben gegangen zu sein; 1200 gläserne „Tyranltn“ kosteten damals 2 Gulden.

Am 25. Oktober (1625) hatte ein Windsturm das Dach des Frühmesserhauses, wo auch zeitweise der Georgenberger Bruderhauskaplan P. Beat Deicher als Lateinlehrer sich aufhielt, schwer beschädigt; wahrscheinlich fanden auch diesmal zur Sanierung des Daches Knaben der Lateinschule als Handlanger Verwendung.

Das Erlöschen der Lateinschule

Wenn auch von so vielen Seiten her die Lateinschule unterstützt wurde und ihre Präsenz in der Pfarre, vor allem ihre Singtätigkeit in der Pfarrkirche, wichtig war, so trat doch die deutsche Schule immer mehr in den Vordergrund, nicht zuletzt auch dadurch, seit durch den Rückgang des Bergsegens Schwaz seine Bedeutung verloren hatte.

Die alte Pfarrschule wurde als „deutsche Schule“ von Kirche und Gemeinde unter Leitung von zwei Schulhaltern weitergeführt. Die deutsche Schule hatte mit den drei aufeinanderfolgenden Lehrern, Abraham Segenhauser, Johann Vischler und Michael Danner 160 Schüler.

Latein hatte seine Bedeutung im allgemeinen stark eingebüßt. Für die Pflege der Liturgie und Gesänge der katholischen Kirche hatte man sich eher eine bescheidene Zahl von Chor- oder Singknaben gehalten, die von einem Chormeister ausgebildet wurden. (Dazu siehe im zweiten Teil!).

Hatten bisher die Lateinschulmeister immer die Chormeisterstelle für den aus Schülern gebildeten Kirchenchor innegehabt, so wurde in Schwaz nach 1685 ein eigener Chorregent aufgestellt und die Singknaben von ihm musikalisch und vom Frühmeßkaplan "in studiis" unterrichtet.

Nach 200 Jahren wurde die Lateinschule aufgelöst; sie war – wie an anderen Orten (z. B. Innsbruck 1634, Hall 1637) – in eine Singschule übergegangen.

Fortsetzung folgt in einem zweiten Teil!

- Die Fahrenden Scholaren
- Die Singknaben
- Die Elementarschule
- Das Bischöfliche Gymnasium Paulinum.

Willi Wilfling zum Ehrenmitglied ernannt

Im Rahmen der letzten Generalversammlung unseres Vereines wurden profilierte „Rabalderhaus“-Mitglieder und Funktionäre anlässlich ihres Aktiven-Ausscheidens durch Obmann Dr. Otto Larcher geehrt und vielfach bedankt. So wurde Obmannstellvertreter Willi Wilfling zum Vereinsehrenmitglied ernannt und mit dem ebenfalls aus dem aktiven Rabalderhaus-Wirken ausscheidenden Jup Rathgeber geht eine erfolgreiche Rabalderhaus-Ära zu Ende.

Ein „Vergelt,s Gott“ für ihr jahrelanges organisatorisches Mitwirken wurde mit Blumensträußen Frau Ada Wilfling und Frau Elfriede Unterladstätter ausgesprochen.

Nochmals ein herzliches Danke allen Geehrten!



Sie bleiben auch weiterhin mit unserem Rabalderhaus verbunden: Willi Wilfling (v.l.) und Jup Rathgeber (Bildmitte) mit Obmann Dr. Otto Larcher.



Im Bild der zum Ehrenmitglied des Vereines ernannte bisherige Obmannstellvertreter Willi Wilfling mit Obmann Dr. Otto Larcher.

Fotos: Lorenzetti

Neuer Vorstand

Der neue Vereinsvorstand des Museums- und Heimatschutzvereins bis zum Jahre 2005: Obmann Dr. Otto Larcher, Obmann-Stellv. DI Roger Wagner, Schriftführer Dr. Konrad Moser, Schriftführer-Stellv. Karl Resch, Kassier Peter Pedevilla, Kassier-Stellv. Bernhard Erharter.

Weitere Vorstandsmitglieder: Peter Hörhager, Mag. Günther Lierschof, Eusebius Lorenzetti, GR Dir. Ingrid Schlierenzauer, Dr. Anton Thurner. Erweiterter Vorstand: Maria Außerlechner, Jup Rathgeber. Rechnungsprüfer: Dr. Herwig Pfister, Karin Scholz.

Das Kulturamt der Stadt Schwaz ersucht um Mithilfe der Bevölkerung bei der **Erhebung alter Haus- und Hofnamen!** Angaben, evtl. mit Foto und anderen Unterlagen bitte an die Informationsstelle Rathausinfo im Rathaus. Tel. 6960-100.

Wilhelm Angerer – Fotoarchiv

Das Rabalderhaus ist seit 24. März 2003 um eine Attraktion reicher. Das Land Tirol kaufte einen Teil einer einzigartigen Fotosammlung und übergab sie als Dauerleihgabe dem Rabalderhaus.

Eine Retrospektive des bekannten Tiroler Fotografen, der von 1904 bis 1982 lebte, war bereits im Jahre 1999 im Rabalderhaus zu sehen. Nun kehrten 30 Fotos als Dauerleihgabe des Landes in das Schwazer Museum zurück. Zum Werk Angerers gibt es außerdem eine Monografie mit zahlreichen Abbildungen und einem Text von Prof. Peter Weiermaier.

Wilhelm Angerer, der seine fotografische Ader vom Großvater und Vater geerbt hatte, machte sich auch als Mineraloge, bildender Künstler, Naturphilosoph und Dichter einen Namen. Werke des bedeutenden Tiroler Fotografen wurden bereits im Jahre 1986 im Centre Georges Pompidou in Paris gezeigt; die Albertina in Wien besitzt mehrere Fotos Angerers.



Herwig Angerer, Dr. Larcher, LA Dr. Klaus Madritsch bei der Eröffnung des Archivs im Rabalderhaus.

Wir gratulieren unseren Mitgliedern...

...Frau Mag. Rosemarie Sternagl, Herrn Alois Leitinger und Herrn Fritz Schöser zur Verleihung des **Ehrenzeichens der Stadtgemeinde Schwaz**.

...Herrn Ing. Siegfried Obermair zur Verleihung des **Ehrenringes der Stadtgemeinde Schwaz**.

...Frau Architektin Margarethe Heubacher-Sentobe zur Verleihung des **Tiroler Landespreises für Kunst 2003**.

Der neue Empfangsbereich im Rabalderhaus

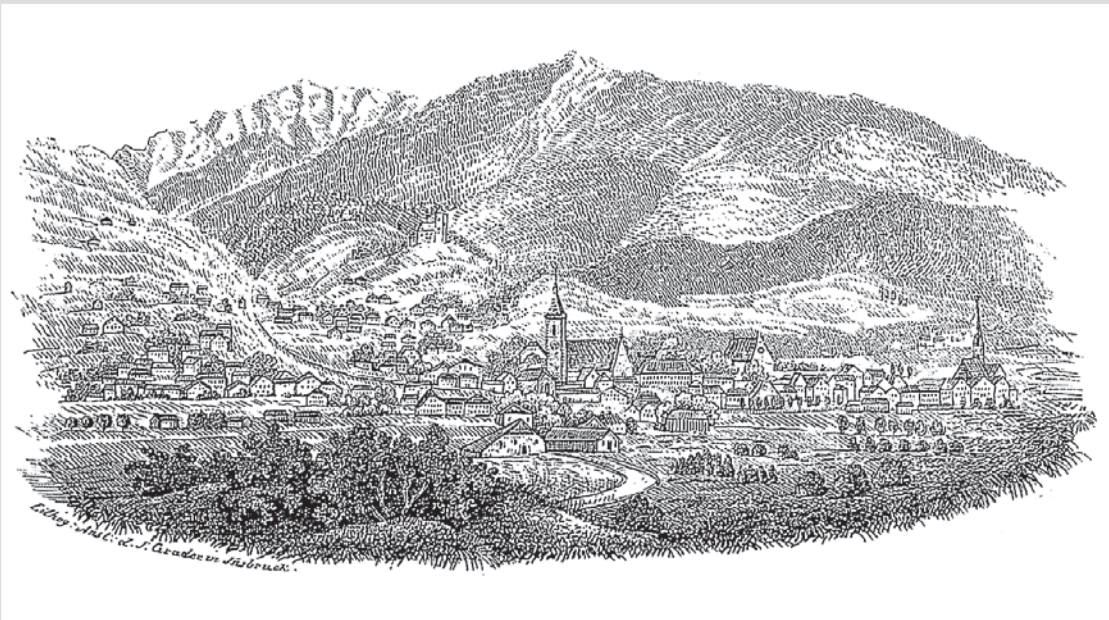
Planung und Gestaltung: Architekt Ernst Bliem • Ausführung: Fa. Peter Freudling und Fa. Outsider – Herbert Pramsoler





Schwaz in alten Ansichten...

Eine Fotografie von Georg Angerer aus dem Jahre 1930: Arkaden an der Südseite des Handelshauses (früher Fuggerhaus genannt, heute Rathaus der Stadt). Veröffentlicht in der Festschrift „100 Jahre Tabakfabrik Schwaz“ (1930).



Schwazer Ansicht, veröffentlicht im kürzlich erschienenen Jahresbericht 2002 des Ferdinandeums. Wir zitieren: Schwaz. Federlithographie von J. Grader als Briefkopf, Innsbruck, um 1830. Das Blatt gehört zu den frühesten illustrierten Briefpapieren Tirols (Ankauf mit Förderungsmitteln der Region Trentino-Südtirol und des Landes Tirol aus der Sammlung H. Hochenegg, Hall). Repro: Frischauf-Bild, Innsbruck.

VORSCHAU AUF AUSSTELLUNGEN**Eröffnung der nächsten Ausstellung****Robert Fleischanderl**

»Guschlbauer weiche Kokosbusserl«

Österr. Ansichten – ein fotografischer Kommentar
am Freitag, den 18. Juli, um 19 Uhr

Gleichzeitig wird die

9. Sonderausstellung im Museum

„Kunst in Schwaz“ eröffnet:

**Die neugotischen Glasmalereifenster
der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt
(Entwürfe und Kartons)**

28. August bis 7. September

Ein Fest für OpusAusstellung zum 80. Geburtstag
von Prof. Josef Opperer

20. September bis 26. Oktober

Werner Scholz (1898–1982)**P.b.b. »21537191U«**

Schwazer Heimatblätter

Verlagspostamt 6130 Schwaz

Museums- und

Heimatschutzverein Schwaz,

„RABALDERHAUS“

Tel. und Fax 0 52 42 / 64 208

6130 Schwaz, Winterstellergasse 9

**Wer hart Erarbeitetes anlegt,
will nichts dem Zufall
überlassen.**

www.volksbank-tirol.at

**Anlage** SERVICE **Bank****VOLKSBANK**
Tirol

Vertrauen verpflichtet.